Christen *heute* 2020/11

Christen*heute*

DIE ALT-KATHOLISCHE ZEITSCHRIFT IN DEUTSCHLAND + 64. JAHRGANG · NOVEMBER 2020

KIRCHE UND KOMMUNISMUS

3 Ein Gespenst kommt nicht zur Ruhe
von Franz Segbers

5 Die Spinnefeinde Kirche und Kommunismus
von Francine Schwertfeger

7 Missklang in der Urgemeinde
von Gerhard Ruisch

9 ...und sie hatten alles gemeinsam
von Veit Schäfer

11 Kreuz und rote Fahne
von Georg Spindler

50 Jahre fairer Handel

DIE BEIDEN KIRCHLICHEN HILFSwerke *Brot für die Welt* und *Misereor* feiern 50 Jahre fairen Handel. Im Rahmen dieser Feierlichkeiten appellieren beide Organisationen an die Politik, die Bedingungen des fairen Handels zum Standard für den globalen Handelsverkehr zu machen. Um Hunger, Armut und Ungerechtigkeit zu überwinden, müsse der weltweite Handel insgesamt gerechter werden, mahnte die Präsidentin von „Brot für die Welt", **Cornelia Füllkrug-Weitzel**. „Unser Konsum darf nicht weiterhin auf dem Rücken der Menschen am Anfang globaler Wertschöpfungsketten erwirtschaftet werden." Erforderlich seien Handelsverträge, die Menschenrechte und Umweltstandards berücksichtigten und ein Lieferkettengesetz, das Unternehmen bei fahrlässiger Nichteinhaltung ihrer Sorgfaltspflichten in die Verantwortung nehme. „Der faire Handel zeigt, dass dies möglich ist."

Auschwitz-Komitee ruft zu Engagement gegen Antisemitismus auf

ZUM JAHRESTAG DES RECHTSEXTremen Anschlags auf die Synagoge von Halle am höchsten jüdischen Feiertag Jom Kippur hat das *Internationale Auschwitz-Komitee* zum Engagement gegen Antisemitismus aufgerufen. Es bleibe bis heute eine der enttäuschendsten Erfahrungen der Überlebenden von Auschwitz, dass zwischen dem antisemitischen Hass und der Mordlust, die sie am eigenen Leib erfahren haben, oftmals so wie in Halle „nur eine alte Holztür steht", erklärte der Geschäftsführer des Komitees, **Christoph Heubner**, bei einem Besuch der Gedenkstätte Auschwitz. Bei dem Attentat auf die Synagoge von Halle an der Saale am 9. Oktober 2019 hatte die stabile Tür des Gotteshauses ein Massaker verhindert. Keiner der bei dem Jom-Kippur-Gottesdienst anwesenden Gläubigen wurde verletzt. Der geständige Attentäter, der derzeit in Magdeburg vor Gericht steht, tötete nach dem gescheiterten Anschlagsversuch auf die Synagoge zwei andere Menschen.

Corona-Ausbruch in freikirchlicher Gemeinde

IN DER *FREIKIRCHLICHEN CHRISTENgemeinde* in Westertimke bei Bremen gab es Mitte September einen größeren Corona-Ausbruch. Der Ausbruch wird mit einem Gottesdienst, in dem gesungen wurde, in Verbindung gebracht. Bis auf weiteres sind der Gemeinde alle Zusammenkünfte untersagt. Die erste Infektion in Westertimke sei am 14. September nach einem Gottesdienst am Vortag registriert worden, sagte der stellvertretende Vorsitzende der Gemeinde, **Robert Gaydacz**. Zur Gemeinde gehören nach seinen Angaben zwischen 80 und 100 Mitglieder, etwa 60 haben nach seiner Schätzung am letzten Gottesdienst vor dem Corona-Ausbruch teilgenommen.

Rechtsextremismus nimmt zu

DER HESSISCHE INNENMINISTER **Peter Beuth** (CDU) sieht im Rechtsextremismus zurzeit die größte Gefahr für die freiheitlich-demokratische Grundordnung. Das sagte er bei der Vorstellung des neuen Verfassungsschutzberichts für Hessen. Danach sind sowohl das Personenpotenzial aus diesem Bereich als auch die Zahl der rechtsextremistisch motivierten Straf- und Gewalttaten im vergangenen Jahr deutlich gestiegen. Bis Ende 2019 wurden in Hessen insgesamt 2.200 Rechtsextremisten gezählt, 725 mehr als im Vorjahr. Der Anstieg ist laut Beuth insbesondere darauf zurückzuführen, dass im Februar vergangenen Jahres der radikale „Flügel" der *AfD* sowie die Jugendorganisation der Partei, *Junge Alternative*, neu in die Beobachtung des Verfassungsschutzes aufgenommen wurden. Die Zahl der als gewaltorientiert eingestuften Rechtsextremisten nahm um 160 auf 840 deutlich zu.

KIRCHE IM RADIO

„Anstöße"/„Morgengruß"
SWR 1 / SWR 4 /
Rheinland-Pfalz
15. bis 18. November
5:57 Uhr und 6:57 Uhr
Dekan Klaus Rudershausen
Wiesbaden

Bundeskanzlerin beschämt über Antisemitismus

BUNDESKANZLERIN **ANGELA MERkel** (CDU) verurteilt die zunehmend offen gezeigte Judenfeindlichkeit in Deutschland und ruft zum entschiedenen Kampf dagegen auf. „Es ist eine Schande und beschämt mich zutiefst, wie sich Rassismus und Antisemitismus in unserem Land in diesen Zeiten äußern", sagte sie bei einem Festakt zum 70-jährigen Bestehen des *Zentralrats der Juden* in Deutschland. Dass sich viele Jüdinnen und Juden nicht sicher und nicht respektiert fühlten, mache ihr große Sorgen. Merkel betonte: „Es stimmt, Rassismus und Antisemitismus waren nie verschwunden. Doch seit geraumer Zeit treten sie sichtbarer und enthemmter auf." Beleidigungen, Drohungen oder Verschwörungstheorien richteten sich offen gegen jüdische Bürgerinnen und Bürger. „In sozialen Medien triefen viele Äußerungen geradezu vor Hass und Hetze. Dazu dürfen wird niemals schweigen", sagte die Kanzlerin.

Intensivmediziner erwarten wieder mehr Corona-Todesfälle

ÄRZTEVERTRETER RECHNEN damit, dass die Zahl der Corona-Toten in Deutschland in den kommenden Wochen weiter steigen wird. Die aktuell zunehmende Zahl der Covid-19-Toten spiegele zeitversetzt das steigende Infektionsgeschehen der vergangenen Wochen wider, sagte **Uwe Janssens**, Präsident der *Deutschen Interdisziplinären Vereinigung für Intensiv- und Notfallmedizin*. Von der Erstinfektion bis zu einer schweren Erkrankung dauere es in der Regel zehn bis 14 Tage, die durchschnittliche Zeit auf der Intensivstation betrage 21 bis 24 Tage. Das bedeute, dass sich viele der Menschen, die jetzt sterben, vor mehr als fünf Wochen angesteckt hätten, erklärte Janssens. „Neben den Menschen, die an und mit dem Corona-Virus sterben, dürfen wir aber nicht diejenigen vergessen, die weiterhin sterben, weil sie sich aus Angst vor Ansteckung nicht in Praxen und Kliniken trauen."

fortgesetzt auf Seite 35 →

Titelbild:

Liebe Leserinnen und Leser,

„SPINNEFEINDE" NENNT FRANCINE SCHWERTFEger in ihrem Artikel die Anhänger*innen des Christentums und diejenigen von Kommunismus, Sozialismus und Co. Noch nicht lange her sind die Zeiten, in denen Prediger am Wahlsonntag auf die Kanzel stiegen und den Gläubigen einbläuten, dass für Christinnen und Christen nur eine Partei mit einem *C* im Namen in Frage kommen kann.

In diesem Heft wagen wir uns an die Frage, ob die Spinnefeindschaft eigentlich notwendig war und vor allem, ob sie heute immer noch gerechtfertigt ist. Dafür befragen unsere Autorinnen und Autoren die Bibel, stellen grundsätzliche Überlegungen an und erzählen persönliche Erfahrungen – und schauen in die neue Enzyklika *Fratelli tutti* von Papst Franziskus.

Darüber hinaus geht es um den Herbst, den November, die Kirchen- und Weltgeschichte, Beethoven, das Stille Örtchen und anderes. Wir wünschen anregende Lektüre!

Herzlich grüßt
Ihr Gerhard Ruisch

Ein Gespenst kommt nicht zur Ruhe

VON FRANZ SEGBERS

IM „KOMMUNISTISCHEN MANIFEST" HATTE 1848 Karl Marx angekündigt: „Ein Gespenst geht um – der Kommunismus". Doch was einst eine große Utopie voller Hoffnung war, ist verbrannt. Und zwar gründlich. Die uralte Menschheitshoffnung auf eine Welt, in der für alle genug da ist, wurde zu einem gespenstischen Albtraum. Denn im Namen dieser großen Hoffnung wurde Hekatomben von Menschen für eine bessere Zukunft geopfert. Daran ist nichts zu deuteln: Der Name Kommunismus ist besudelt, geschändet, abgebrannt.

Was ist aber mit der Idee, für die das Wort einst stand? Ist sie auch abgebrannt und vorüber? Die Hoffnung kommt nicht zur Ruhe. Wie sollte sie auch? Leben wir doch in einer Welt, die zutiefst gespalten ist zwischen einem reichen Norden und einem armen Süden. Es sind diese Unrechtserfahrungen, die die Hoffnung nähren.

Auch unsere reiche Bunderepublik kennt den Superreichtum der ganz Wenigen und die Armut der Vielen. Neueste Untersuchungen belegen, dass die reichsten 45 Deutsche so viel wie die ärmere Hälfte der ganzen Bevölkerung, also wie über 40 Millionen Menschen, besitzen.

Das übersteigt unsere Vorstellungskraft. Deshalb hatte ich auf einem Kirchentag den Superreichtum illustriert: Der Drogeriemarktbesitzer Roßmann nimmt auf der Reichenliste in Deutschland den Rang 41 ein. Sein Vermögen beträgt 1.700 Millionen Euro. Wie viel ist das wirklich? Frau Müller, die im Drogeriemarkt arbeitet, verdient als Verkäuferin monatlich 1.830 Euro, jährlich also 21.960

Dr. Franz Segbers ist emeritierter Professor für Sozialethik und ehrenamtlicher Priester in der Gemeinde Konstanz

Euro. Um das Vermögen von Herrn Roßmann zu erreichen, müsste unsere Verkäuferin unglaubliche 77.413 Jahre arbeiten.

Niemand auf der Welt kann so viel arbeiten, dass er eine Milliarde Euro und mehr Vermögen aufbauen kann. Unsere Gesellschaft wird immer mehr zu einer Gesellschaft, die von Superreichen beherrscht wird. Wir leben in einem „Imperium des Geldes“, wie Papst Franziskus zu Recht sagt. Und deshalb ist es gut, wenn das „Gespenst“ nicht zur Ruhe kommt und die Hoffnung nach einer Gerechtigkeit für alle wach bleibt.

Genug für alle

Diese wache Hoffnung nach einer Welt, in der genug für alle da ist, kennt auch die Bibel. Sie hält diese Hoffnung wach in zahlreichen Erzählungen. Die bekannteste ist die Mannaerzählung. Sie erzählt von einem Wunder, dass für alle genug da ist und niemand hungern soll. Exegeten erklären uns die Mannaerzählung mit dem Hinweis auf das natürliche Sekret der Tamariskenbäume. Doch damit erklären sie so wenig wie Biologen, die uns über den Wolf, das gefährliche Raubtier im Märchen vom Wolf und dem Rotkäppchen, informieren.

Die Mannaerzählung spricht von einer Ökonomie des Genug für alle. Die gerade entkommenden hebräischen Sklaven aus Ägypten murrten in der Wüste und sehnten sich nach den „Fleischtöpfen Ägyptens“ zurück. Die Erzählung von dem Manna wäre missverstanden, ginge es in ihr nur um eine Wundergeschichte, die nur davon erzählte, dass Menschen mit „Brot vom Himmel“ satt wurden. Das „Brot vom Himmel“, das Gott schickt, ist nicht die biblische Version der gebratenen Hühner, die im Schlaraffenland vom Himmel fallen. Die Mannaerzählung hat ihre eigene Weisheit. In erzählerischer Weise spricht sie davon, wir die Hoffnung realisiert werden kann, dass für alle genug da ist.

Menschen leben nicht im Schlaraffenland, und aus dem Paradies sind sie vertrieben worden. Deshalb mussten sie sich in der ganzen Geschichte der Menschheit mit der Frage beschäftigen: Was sollen wir essen? Wie verteilen wir die Güter? Die Mannaerzählung beantwortet diese Fragen nicht abstrakt oder theoretisch, sondern in einer wunderbaren Weisheitserzählung.

Die erste Grundfrage lautet: Wie bekommen wir, was wir zum Leben brauchen? Gott schickt Manna vom Himmel. Er ist wie ein guter Ökonom, der die Schöpfung mit guten Gaben ausgestattet hat. Doch Gott verbindet diese gute Gabe, die vom Himmel kommt, mit einer Weisung: Jede Familie soll nur so viel sammeln, wie zum Essen gebraucht wird. Und wie sollen die Menschen mit den guten Gaben Gottes umgehen? Alle sollen essen können, ein jeder nach seinem Bedarf. Ein „Menschenrecht auf Nahrung“ ohne Einschränkungen wird hier wohl erstmals in der Weltgeschichte formuliert. Es reicht für alle. Niemand hungert.

Wieviel bekommt jeder? Gott verbindet das „Menschenrecht auf Nahrung“ mit der Mahnung, nicht zu horten und nicht habgierig zu sein. Wenn mehr eingesammelt und wenn mehr gehortet wird, als man braucht, dann wird selbst Gottes Gabe „wurmig und stinkend“ (Ex 16,20).

Dabei machen die Kinder Israels eine wundersame Entdeckung: Den Sabbat. Moses fordert auf, am Tag vor dem Sabbat die doppelte Menge einzusammeln und gibt zugleich die Zusicherung, dass es auch für den Sabbat ausreicht. Die Weisheitslehre lautet: Sechs Tage reichen, um sieben Tage leben zu können. So zu denken, setzt ein Vertrauen voraus, dass Gott die Schöpfung mit genug Gaben ausgestattet, dass es für alle reicht. Der Sabbat ist eine Institution gegen die Unersättlichkeit des Anhäufens und lehrt ein Genug.

Es gibt eine wenig bekannte Gegenerzählung zum Mannawunder. Sie steht im Buch Numeri, Kapitel 11. Wieder „murrt“ das Volk, sehnt sich nach den „Fleischtöpfen Ägyptens“ zurück und erinnert sich an das Gemüse, den Knoblauch und das Fleisch. Dem Volk richtet Mose aus: „Der Herr wird euch Fleisch zu essen geben, nicht zwei Tage, nicht fünf Tage, nicht zehn Tage und nicht zwanzig Tage, sondern Monate lang, bis es euch zum Hals heraushängt und ihr euch davor ekelt“ (Num 11,20). Die Erzählung fährt fort mit der Erzählung, wie das Volk an seiner Gier stirbt!

Schalom: Friede und Gerechtigkeit

„Genug haben“ ist die Grundbedeutung der hebräischen Wurzel, von der das hebräische Wort *Schalom* abgeleitet ist. Schalom hat eine weite Wortbedeutung von Frieden und Gerechtigkeit. So herrscht Schalom, wenn jeder genug hat. Solange aber die einen zu viel und die anderen zu wenig haben, besteht kein Schalom. „Genug haben“ ist sehr konkret und materiell für ein Leben unter Verhältnissen ohne Hunger, Not und Mangel. Menschen können aber diesen Schalom vereiteln, wenn sie längst genug haben und doch nie genug kriegen können. Was ist das Wunder der Mannaerzählung? Dass ein jeder zur Genüge hat.

Auch wenn die Erzählung vom Manna aus einer fernen und fremden Welt auf uns zukommt, wäre sie missverstanden, wenn man sie als märchenhafte Erzählung von einem Brot vom Himmel beiseiteschieben würde. Es ist eine Weisheitserzählung, die eine Wahrheit auch für unsere Zeit enthält. Sie will die Hoffnung auf eine Welt wachhalten, in der genug für alle da ist. Die gerechte Verteilung der Güter und Früchte der Erde ist keine bloße Menschenfreundlichkeit. Sie ist eine moralische Pflicht für die Bewohner des Planeten Erde. In dieser Weisheitstradition leben Christen und halten ihre Hoffnung auf eine gerechte Welt mit uralten Weisheitserzählungen wach. Das Wort „Kommunismus“ ist verbrannt, nicht aber die Hoffnung, für die es steht. Sie darf nicht zur Ruhe kommen. ■

Die Spinnefeinde
Kirche und Kommunismus

Foto: Sprengung der Versöhnungskirche in Berlin durch die DDR 1985. Von dpa.

Betrachtungen über einen Widerspruch

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Täglich beten Ordensleute im Magnifikat der Jungfrau Maria:

> *Meine Seele preist die Größe des Herrn. … Er vollbringt mit seinem Arm machtvolle Taten; er zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind. Er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen. Die Hungernden beschenkt er mit seinen Gaben und lässt die Reichen leer ausgehen.*

Wann hat die etablierte Kirche zuletzt die herrschenden Verhältnisse in Frage gestellt? Ja, Papst Franziskus als Oberhaupt der Römisch-Katholischen Kirche unserer Zeit. Aber folgen seinen Worten Taten im eigenen Haus? Darf Kirche mehr als beten und gleichzeitig die ablehnen, die unter dem Siegel marxistischer Erkenntnis an der Verwirklichung von Gerechtigkeit arbeiten?

Im benediktinischen Brevier wird weiterhin in den Laudes am Mittwoch der Lobgesang der Hanna (Samuels Mutter, 1 Sam 2) wiedergegeben:

> *Des Starken Bogen bricht entzwei; der Schwache wird mit Kraft gegürtet. Wer einst in Fülle aß, muss sich um Brot verdingen; wer hungerte, wird wieder satt. Das Weib, einst unfruchtbar, gebiert gar viele, die reich an Söhnen war, ist ohne Kraft. Der Herr, er tötet, und belebt; er führt ins Totenreich und führt heraus. Der Herr macht arm und reich; er beugt und richtet auf. Er hebt den Bettler aus dem Staube und aus dem Kot (Schmutz) den Armen, dass er bei Fürsten sitze auf ehrenvollem Throne…*
> Aus: Teutsche Psalter Davids deß H. Königs und Prophetens

Man beachte: Hier wird schon vor Urzeiten ein ewiges Auf und Ab beschrieben, dass mal der Reiche oben ist, mal der Arme. Da geht es anscheinend gar nicht um ein einvernehmliches freies Dasein aller Menschen im Wohlstand. Als wenn das gar nicht machbar wäre auf Erden.

Auch Jesus hat keine Revolution angezettelt. Er wollte vielmehr die Herzen der einzelnen zur Barmherzigkeit, zum Teilen ihrer Güter bewegen (s. Gleichnis vom barmherzigen Samariter).

So sind auch in diesem Zusammenhang seine Seligpreisungen zu deuten „Selig, die arm sind vor Gott; denn ihnen gehört das Himmelreich“ (Mt 5,3). Das ist beileibe kein Aufruf, bestehende Verhältnisse umzustürzen. Hat deshalb die traditionelle Kirche so ein großes Problem mit dem Kommunismus, dem Sozialismus und all den Abarten, die sich nach der reinen Analyse des Kapitalismus von Karl Marx daran versucht haben, „gerechtere“ Verhältnisse zu schaffen? Und woran sind diese gescheitert? Daran, dass doch (siehe George Orwells „Die Farm der Tiere“) immer manche „gleicher“ waren als andere?

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Hannover

Bei euch aber soll es nicht so sein

Die uralte Feindschaft zwischen Kirche, Kommunismus & Co. ist eigentlich irrational, wenn man ihr Wesen und ihren Auftrag betrachtet. Doch reflexartig haben sich frühere Kirchenleitungen immer von ihren Befreiungstheologen distanziert, sobald diese Marx und Engels zitierten, um die Elenden aus dem Staub zu heben. Liegt es daran, dass gerade in – und zum Erhalt – der Kirchenhierarchie keine Gleichheit existieren darf? Liegt es daran, dass sich Kirche oft genug auf Seiten der Machthaber schlägt/geschlagen hat? Trotz Jesu Mahnung „Bei euch aber soll es nicht so sein…“ (Mk 10,35-45).

Hier soll nicht verhehlt werden, welche schlimmen Auswüchse Mao, Lenin, Stalin, Honecker und heutige Konsorten verursach(t)en und gebilligt haben. Und Aufrufen zum Umsturz kann sich die Kirche nicht anschließen aufgrund ihrer Friedensethik. Aber wenn man Marx‘ Schriften unvoreingenommen liest, kommt

man ins Nachdenken, ob der derzeit weltweit herrschende Kapitalismus (dessen „soziale“ Marktwirtschaft ihren eigenen Namen verhöhnt) wirklich die beste Lebensform – wohlgemerkt: für alle – ist.

Todesangst und Mangeldenken

Und gerade hier setzt die Selbstreflexion jedes und jeder einzelnen an. Würde ich es gutheißen, wenn, wie in der jesuanischen Parabel, die Weinbergarbeiter, die den ganzen Tag geschuftet haben unter sengender Hitze, den gleichen Lohn bekommen wie jene, die erst kurz vor Toresschluss dazugestoßen sind (Mt 20,1-16)?

Lehren wir nicht unsere Kinder in der Schule, im Sport, im Spiel, der/die Schnellere und Überlegene gewinnt Ruhm, Preis und Ehr’? Sieht so nicht unser Alltag aus? „Wolfssprache“ und „Wolfsohren“ (M. Rosenberg) allüberall, statt „Giraffen“ mit dem größten Herzen…

Schon wenn man Tiere beobachtet, gibt es Rangordnung, in der strikt unterschieden wird, wer als erster und das meiste essen darf. Davon unabhängig wird sich in der Tierwelt dennoch gegenseitig geliebt. Selbst wenn das eine immer zurückstehen muss, liebt es den überlegenen Gefährten, als sei nichts vorgefallen. Liegt nicht auch in uns Menschen ein im limbischen System angesiedelter Trieb, immer „besser“ zu sein als die anderen, mehr zu horten, obwohl es doch längst genug ist, nur weil in uns die Urangst sitzt vor Dürrezeiten und dem Tod? Und gleichermaßen ein (vielleicht auch im Limbischen angelegtes) Dulden jener Verhältnisse, weil es anscheinend immer „Unterlegene“ geben muss, wenn man eben nicht den Kampf will, die Kraft nicht hat? Auch hier die Angst vor dem Tod und Solidarisierung mit dem Starken.

Das Himmelreich auf Erden

Die etablierte Kirche muss Macht abgeben, muss Gleichberechtigung schaffen, Menschenrechte anerkennen und verallgemeinern. Dies vor allem anderen, um glaubwürdig für die Armen, Entrechteten eintreten zu können. Es geht auch heute nicht um Revolution (sollte es das?). Die evangelischen Räte (Armut, Keuschheit, Gehorsam) von Ordensleuten und Eremiten waren immer ein Versuch, dem „inneren Schweinehund“ (dem limbischen System) beizukommen, damit die Seele sich frei erheben kann. Doch das geht nur freiwillig in dem Bewusstsein, alles zu haben, was man zum Leben braucht, und nicht mehr als das zu benötigen.

Der Geist ist willig, das Fleisch ist schwach, wusste aber ebenfalls schon Jesus. Es ist nicht leicht, das limbische System auszutricksen. Die Herausforderung liegt nach so vielen Jahrtausenden von Gesellschaftsschichten, Kasten, Lohnsystemen, „Oben und Unten“ immer noch vor uns. Es ist der Weg der Seele. Jede Seele, die göttliches Licht in sich birgt oder sogar ausstrahlt, „weiß“ tief im Herzen, was Gerechtigkeit ist und dass sie allen Lebewesen gleichermaßen zusteht. Doch wie schwer das umzusetzen ist, zeigt schon die Diskussion um das bedingungslose Grundeinkommen.

Die Umsetzungen vom Kommunismus, Leninismus, Maoismus, Sozialismus und wie sie alle heißen, haben sich selbst diskreditiert. Ein ganz neuer Weg muss beschritten werden: der Weg des Herzens, der Seele. Es ist der Weg, den Jesus ging. Er verwies im Gleichnis von den Arbeitern im Weinberg auf das Himmelreich. Also nichts für unser irdisches Dasein, sondern Zukunftsvertröstung, wie Marx es kritisierte (Religion als Opium des Volkes)?

Mitnichten, denn an anderer Stelle (Lk 17,21) wird Jesus zitiert: „Das Himmelreich ist inwendig in euch“. Es ist also möglich, dies auf Erden für alle fühlenden Wesen zu verwirklichen, wenn wir keine Angst vor Mangel und Tod haben. Nie waren die Gegebenheiten von „Wohlstand für alle“ so günstig wie heute in unserer Überflussgesellschaft. Die Kirchen, orientiert an Jesu Lehre, sollten mehr Mut und Solidarität aufbringen, dies anzumahnen und selbst voranzugehen. Das wäre eine Revolution. ■

Foto: Tim Green, „1 Corinthians 13:13, St Mary’s Road, Manningham, Bradford“, Flickr („Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei; doch am größten unter ihnen ist die Liebe“)

Missklang in der Urgemeinde

Über die Nähe von Ideal und Skandal

VON GERHARD RUISCH

Die Apostelgeschichte war so etwas wie eine Werbeschrift für das junge Christentum, so habe ich vor Jahren im Studium gelernt. Deshalb seinen manche Passagen schon sehr idealisierend erzählt. Ob diese These heute noch unter der Mehrheit der Exegeten vertreten wird, weiß ich nicht, aber auf jeden Fall lesen sich manche Stellen so, dass sie diesen Gedanken durchaus stützen. Z. B. die sehr bekannte Stelle aus dem 4. Kapitel (32-35, Übersetzung *Hoffnung für alle*):

> *Alle, die zum Glauben an Jesus gefunden hatten, waren ein Herz und eine Seele. Niemand betrachtete sein Eigentum als privaten Besitz, sondern alles gehörte ihnen gemeinsam. Mit großer Überzeugungskraft berichteten die Apostel von der Auferstehung des Herrn Jesus, und alle erlebten Gottes Güte. Keiner der Gläubigen musste Not leiden. Denn wenn es an irgendetwas fehlte, war jeder gerne bereit, Häuser oder Äcker zu verkaufen und das Geld den Aposteln zu übergeben. Die verteilten es an die Bedürftigen.*

Dieser Text malt ein Bild von außergewöhnlicher Harmonie und von einer wirklichen gesellschaftlichen Revolution im Kleinen, vor allem, wenn man bedenkt, dass die sozialen Unterschiede in den frühchristlichen Gemeinden gewaltig waren: Es gab in ihnen sowohl Herren wie Sklaven. Sollte es wirklich so weit gekommen sein, dass die Herren ihren Besitz mit den Sklaven geteilt haben?

Einen empfindlichen Riss erhält das Bild gleich zwei Sätze weiter. Denn da erzählt die Apostelgeschichte, dass auch ein Ehepaar, Hananias und Saphira, ein Grundstück verkauft und den Erlös den Aposteln bringt. Doch im Gegensatz zu den anderen Idealisten in der Gemeinde behalten sie heimlich einen Teil des Erlöses für sich. Petrus aber durchschaut Hananias und sagt, der Teufel habe Besitz von ihm ergriffen. Er wirft ihm vor, den Heiligen Geist betrügen zu wollen. Er hätte das Grundstück ja nicht verkaufen müssen oder auch das Geld behalten können – aber heimlich nur einen Teil abgeben, das geht nicht. So fällt Hananias im gleichen Moment tot um. Und seine Frau, die erst drei Stunden später ahnungslos dazukommt, als ihr Mann schon begraben ist, und ebenfalls an der Lüge festhält, teilt sein Schicksal.

Ich frage mich, was soll das? Es ist vielleicht kein schöner Zug, wenn man sich als großer Gönner der Gemeinde ausgibt, obwohl man in Wirklichkeit nur ein kleiner ist. Aber das immerhin sind die beiden. Denn es ist ja nicht so, als hätte das Paar der Gemeinde vorgeschwindelt, mittellos zu sein. Sie haben immerhin ein Grundstück verkauft und den Löwenanteil den Aposteln gebracht.

Es ist nach dieser Geschichte nicht so, dass es einen Zwang zum Teilen gab – Petrus sagt ja, sie hätten den Besitz auch behalten können. Der Ärger richtet sich gegen die Unaufrichtigkeit. Aber trotzdem: Wenn in unserer Gemeinde jemand von einem Erlös einen großen Teil spenden würde, würden wir diese Person als Gönnerin oder Gönner bejubeln. Wir kämen nicht auf die Idee, wir hätten den ganzen Erlös bekommen müssen.

Die Apostelgeschichte aber erzählt, dass sie tot umfielen. Also ein Strafgericht Gottes. Was herrscht denn da für ein schreckliches Gottesbild in der Urgemeinde? Ein Gott, der die Todesstrafe verhängt, weil Menschen nur ein bisschen, aber nicht maximal großzügig sind, weil sie nicht völlig vertrauen und alles hergeben können, sondern noch ein bisschen Absicherung haben müssen? Dann wären unsere Zukunftschancen doch ziemlich düster.

Vom Ideal zur Ideologie

Mich beschäftigt, was im Evangelisten Lukas, dem Verfasser der Apostelgeschichte, vorgeht, dass er diese Geschichte so überliefert – dass es nicht einfach eine historische Begebenheit ist, die er festhält, scheint mir offensichtlich. Was treibt ihn, dass er den positiv-enthusiastischen Ton, der weite Strecken der Apostelgeschichte prägt, plötzlich aufgibt und – bei mir zumindest kommt es so an – fast hämisch von der göttlichen Strafe gegenüber zwei Gemeindemitgliedern erzählt. Da ist plötzlich eine Enge spürbar, die mich erschreckt. Was ist da los? Selbst wenn, wie ich annehme, Lukas hier kein historisches Ereignis erzählt (was nicht heißt, dass die Überlieferung von der Gütergemeinschaft in der Urgemeinde nicht einen historischen Kern haben könnte), bleibt die Frage, warum er diese Erzählung so genüsslich ausbreitet. Die Geschichte scheint ja eine Warnung zu sein.

Wen aber will Lukas warnen, und wovor? Doch offensichtlich seine Leserinnen und Leser bzw. seine Hörerinnen und Hörer, also die Mitglieder seiner Gemeinde. Und wovor? Das kann doch nur sein, es nicht so zu machen wie das Ehepaar. Also die Gemeinde nicht nur halbherzig zu unterstützen, nicht scheinheilig sich als große Spenderin oder großen Spender darzustellen, ohne es zu sein, nicht die Verantwortlichen zu belügen über den eigenen finanziellen Status. Betreibt Lukas hier also Fundraising auf die harte Tour? Mit Todesdrohungen? Das wäre ja ein starkes Stück!

Es bleibt die Frage nach dem Warum. Warum warnt der diejenigen so drastisch, für die er schreibt? Mir fällt nur eine Erklärung ein: Die Begeisterung des Anfangs ist nicht mehr dieselbe. Nur wenige Jahrzehnte sind vergangen seit der Zeit der Urgemeinde, und doch hat sich das Klima schon verändert. Das Feuer der Bereitschaft, mit jeder Faser des Herzens als Jüngerin oder Jünger Jesu zu leben, ist abgekühlt. Ein Symptom dafür ist, dass die Gemeindemitglieder nicht mehr spontan ihren Besitz der Gemeinde

Gerhard Ruisch ist verantwortlicher Redakteur von *Christen heute* und Pfarrer in Freiburg

überschreiben. Und wenn der Kirchenrechner nachbohrt, werden schon auch mal falsche Angaben gemacht – der muss ja nicht alles wissen!

Also malt Lukas aus, wie toll das doch damals in der Urgemeinde war. Er will in seiner Gemeinde die ursprüngliche Begeisterung wieder wecken: *Alle waren ein Herz und eine Seele…*

Er hätte es dabei belassen sollen! Aber er hat wohl seiner eigenen Fähigkeit, andere mit seinem Enthusiasmus anzustecken, nicht recht getraut. Wenn man drängen und gar drohen muss, hat man ja schon verspielt. Dann wird das Ideal zur Ideologie. Wenn die Gemeinde nicht von sich aus ein Herz und eine Seele ist und die Güter teilt, damit alle gut leben können, dann hilft das auch nichts. Und dass es gelang, denjenigen, die lieber nicht so genau wissen ließen, wie viel sie hatten, Angst einzuflößen, dass sie tot umfallen könnten, darf wohl bezweifelt werden.

Macht muss kontrolliert werden

In dieser Bibelstelle begegnet uns sehr früh ein Phänomen, das in der Geschichte des Christentums und später auch des Sozialismus und eigentlich aller von hohen Idealen geprägten Systemen immer wieder auftaucht: Am Anfang steht eine überschwängliche Begeisterung, ein opferbereiter Idealismus, eine große Hoffnung auf neue, bessere, stabile Verhältnisse. Es braucht aber nur wenige Jahre, in denen es „menschelt“, in denen die kleinen Egoismen, Eifersüchteleien, Postenrangeleien, Antipathien und ähnliches ihre Wirkung entfalten, und schon ist von der Aufbruchstimmung nicht mehr viel übrig.

Dann kommt der Versuch, das, was am Anfang so großartig war, zu behüten, zu zementieren, zu institutionalisieren. In diesem Fall: Aus der Begeisterung, als Kinder des Reiches Gottes in einer großen Familie alles gemeinsam haben zu können, wird der Zwang zur Gütergemeinschaft.

Im nächsten Schritt gibt es dann einzelne, die ihre Chance wittern, gerade den Idealismus der Mitglieder zu nutzen, um die eigenen Schäfchen ins Trockene zu bringen. Und die bereit sind, ihre Position und ihren Raub am Gemeinschaftseigentum auch mit Gewalt zu verteidigen. So entstehen in der Kirche autoritäre Strukturen, unter denen von „ein Herz und eine Seele“ und von „alles gemeinsam“ nichts mehr übrig ist, sondern manche ganz oben und manche ganz unten sind, und die oben sind dann ganz reich und die unten ganz arm. So kommt es in unserer Religion der Nächstenliebe zu all den Auswüchsen in der Kirchengeschichte, die Kirchenkritiker uns zu Recht heftig ankreiden.

Gerade Institutionen, die mit hohen Idealen gestartet sind, scheinen anfällig dafür zu sein. Binnen kürzester Zeit blieb von der russischen Revolution nur die stalinistische Gewaltherrschaft übrig, in China erstickte der Maoismus jede Lebensfreude; heute präsentiert Nordkorea eine Perversion des sozialistischen Ideals.

Die Triebfedern sind häufig Menschen, die selbst einmal von einem großem Enthusiasmus und Idealismus getragen waren, die aber – wie derzeit in mehreren südamerikanischen und afrikanischen Ländern zu beobachten – mit der Zeit und mit den Erfahrungen der Macht immer korrupter, skrupelloser und egoistischer geworden sind.

Offensichtlich ist es so, dass Begeisterung und Idealismus nicht davor schützen, dass Gesellschaften autoritär, freiheits- und lebensfeindlich werden. Ist also daraus zu schließen, dass eine Gesellschaft ohne eine idealistische Fundierung besser dran wäre? Es genügt ein Blick auf die frühkapitalistischen Verhältnisse im Europa des 19. Jahrhunderts und das Elend, in das sie die große Mehrheit der Menschen gestürzt haben, um zu wissen, dass es so einfach nicht ist. Das Recht des Stärkeren führt nicht zu guten Lebensverhältnissen für die meisten Menschen. Aber die Geschichte lehrt, dass eine idealistische christlich, buddhistisch, muslimisch, sozialistisch geprägte Gesellschaft nicht automatisch frei davon ist, dass auch in ihr das Recht des Stärkeren gilt. Verbrämt mit einem Mäntelchen von Idealen, erhält es sogar leicht ein besonders hässliches Gesicht.

Ich schließe daraus, dass Religionen und Gesellschaftsideale wie der Sozialismus sehr wohl ein Recht haben, die Gesellschaft mitzuprägen, um sie im Sinne des eigenen Ideals zu verbessern. Aber um den Missbrauch der Ideale und das Ausnutzen der Gesellschaft zu verhindern, braucht es die großen Errungenschaften der Menschheitsgeschichte: Demokratie, Menschenrechte, Freiheit. Keine Ideologie und kein Gruppenegoismus und kein Einzelinteresse haben das Recht, daran zu rütteln. Auf dem Boden von Demokratie, Menschenrechten und Freiheit können die christlichen wie die sozialistischen Ideale das menschliche Miteinander auf positive Weise prägen. Aber ohne diesen festen Grund besteht die Gefahr des Missbrauchs der Ideale. ■

…und sie hatten alles gemeinsam

VON VEIT SCHÄFER

Mein Vater, Jahrgang 1897, wuchs zusammen mit sechs Geschwistern in Rheinhessen in bitterer Armut auf. Seine Mutter war Wäscherin; zeitweilig stillte sie neben ihren eigenen Säuglingen noch andere Kinder. Sein Vater war Fabrikarbeiter. Ich werde nie seine Erzählungen von dem Mangel an eigentlich allem vergessen, den die Familie ertragen musste. Er erzählte davon bis in seine letzten Lebensjahre. Nach der Schule suchte er sich eine Arbeitsstelle und wurde Glasbläser für Flaschen. Als 19-Jähriger wurde mein Vater zum Militär eingezogen und blieb dort bis zum Ende des 1. Weltkriegs. Als Soldat erhielt er seine erste lange Unterhose – ein so nachhaltiges Erlebnis für ihn, dass er zeitlebens, ob Sommer oder Winter, nur noch lange Unterhosen trug.

Mit dem Eintritt ins Arbeitsleben kam er unverzüglich mit der Sozialisten- und Gewerkschaftsbewegung in Kontakt und erlebte, was es hieß, sich für Arbeiterrechte sozialpolitisch zu engagieren. Zwar waren die diskriminierenden sogenannten Sozialistengesetze noch vor der Jahrhundertwende aufgehoben worden, aber bis zum 1. Weltkrieg waren Sozialisten bzw. Sozialdemokraten noch vielerlei Repressalien ausgesetzt. Viele Kollegen meines Vaters standen wegen ihrer Gewerkschaftszugehörigkeit auf Schwarzen Listen der Arbeitgeber. Waren sie erst einmal als Gewerkschafter von einem Betrieb entlassen, bekamen sie kaum noch anderswo einen Arbeitsplatz.

Nach dem 1. Weltkrieg wurde mein Vater glühender Gewerkschafter mit einer ausgeprägten sozialistischen Einstellung, dennoch trat er niemals in eine Partei ein. Obwohl katholisch getauft und gefirmt, verband ihn mit der Kirche nichts. Die kirchlichen Ansätze zur Lösung der Arbeiterfrage, etwa Gesellen- oder Arbeitervereine blieben ihm fremd, die Namen Kolping, von Ketteler kannte er vermutlich nicht, und von der richtungweisenden Sozialenzyklika *Rerum Novarum* Papst Leos XIII. wusste er wohl auch nichts. Er gehörte zu „der weit überwiegenden Mehrheit für die Kirche verlorenen Arbeiterschaft, die entweder nie zur Kirche gehört hat oder doch im Vergleich zu anderen gesellschaftlichen Gruppen am weitesten von ihr entfernt“ war, wie es in dem Beschluss *Kirche und Arbeiterschaft* der Würzburger Synode 1975 hieß. Diesen Verlust hatte Papst Pius XI. als „fortwirkenden Skandal“ beklagt, ein Schlagwort, das die Synode in ihre Vorlage übernahm.

Bild: „Sankt Martin und der Bettler“, Martinskirche Zewenem (Belgien), Anthony van Dyck, 1618–1620. Aus Wikimedia Commons.

„Christus war der erste Sozialist“

Ungeachtet seiner Kirchenferne hörte ich von meinem Vater oft, dass „Christus der erste Sozialist“ gewesen sei. Er begründete das meist mit dem Zitat aus Lukas 3:

Veit Schäfer ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe

Wer zwei Mäntel hat, der gebe einen dem, der keinen hat. Wer zu essen hat, teile mit dem, der nichts hat.

Auch die Apostelgeschichte zitierte er:

...nicht einer sagte von seinem Besitz, er gehöre ihm, vielmehr war ihnen alles gemeinsam... Es gab auch keine Armen in der Gemeinde, denn wer immer ein Grundstück oder ein Haus besaß, verkaufte es und brachte den Erlös und gab ihn den Aposteln, die davon jedem gaben, was er eben brauchte...
Apg 4,32 ff.

Foto: Plakat für eine kommunistische Gewerkschaft für Rikschafahrer in Indien, das Marx und Jesus zitiert. Vom Blog „one photo @ a time", https://ajnabiphoto.wordpress.com.

Woher mein Vater diese Bibelzitate hatte, weiß ich nicht. Ich halte es für denkbar, dass sie aus den politischen Diskussionen und Argumenten stammen, die in den Gewerkschaften gegen die Gegner des Sozialismus ins Feld geführt wurden. Mein Vater blieb jedenfalls seinen sozialistischen Idealen treu, allen Unmenschlichkeiten und Fehlentwicklungen im real existierenden Sozialismus zum Trotz. In der russischen Revolution erkannte er Fortschritte für die bis dahin recht- und mittellosen Massen; die stalinistischen Verbrechen, die mit Zwangsarbeit und Kollektivierung der Landwirtschaft und mit Millionen von Opfern einhergingen, blendete er aus.

Die Lebenserfahrungen meines Vaters bilden dennoch den Hintergrund dafür, dass ich das Christsein in erster Linie als auf die Welt bezogen verstehe. Schon im Alten Testament forderten die Propheten Recht und Gerechtigkeit als Grundlage des sozialen Miteinanders, des Gemeinwohls. Dem Theologen Till Magnus Steiner zufolge ist Karl Marx' Ruf nach sozialer Gerechtigkeit auch aus christlicher Perspektive „...zu würdigen als ein gewichtiges Echo der prophetischen Kritik".

Das von Jesus als gegenwärtig verkündete Reich Gottes weist für mich in dieselbe Richtung, es steht im unmittelbaren Zusammenhang mit den Armen, den Hungernden und Weinenden (Lk 6, 20,21). Das Reich Gottes ist für mich, ungeachtet aller Verzerrungen und Verdunkelungen, gegenwärtig in dieser Welt, auf diesem Planeten. Reich Gottes verheißt Fülle des Lebens schon hier auf Erden für alle Menschen, ja für alle Lebewesen. Claus Petersen schreibt in seinem kürzlich erschienenen Buch *21 Entdeckungen – was Jesus wirklich lehrte*:

Reich Gottes meint ... nicht den Himmel, das Jenseits oder eine andere Welt, die erst noch kommen muss. ... Das Reich Gottes ist überhaupt nicht etwas anderes, sondern das, was den Menschen unmittelbar betrifft: eine nicht von der Welt entfremdete, sondern mit ihr verbundene Existenzweise.

Unser immer öder werdender Planet zeigt uns, wohin die „entfremdeten" und entfremdenden Eingriffe des Menschen bereits geführt haben.

Auch unsere Erde haben wir „alle gemeinsam"

Bekanntlich blieben die urchristlich-sozialen Aufbrüche, wie immer sie konkret ausgesehen haben mögen, trotz aller Annäherungsversuche bis auf den heutigen Tag Utopie, Sehnsüchte vielleicht – im real existierenden Sozialismus oder Kommunismus (falls sie diese Bewegungen überhaupt inspiriert haben sollten) ebenso wie in den Kirchen, sieht man von den Ordensgemeinschaften ab. Es erscheint aber sicher, dass diese „Modelle" auch heute noch viele Menschen inspirieren, Christen wie Nichtchristen! Ja, je mehr die Folgen des menschlichen Raubbaus an unserem Planeten sichtbar und spürbar werden, desto mehr wird klar, dass „wir ihn alle gemeinsam" haben und er nicht einigen wenigen Menschen oder besonders „fortschrittlichen" oder mächtigen Völkern zur besinnungslosen Ausbeutung „gehört".

Möglicherweise ist dieses Wissen Teil unserer uralten genetischen Ausstattung? Der niederländische Historiker Rutger Bregman schreibt in seinem jüngst erschienenen klugen, spannenden Buch „Im Grunde gut – eine neue Geschichte der Menschheit":

„Es kann doch kein Zufall sein, dass der erste archäologische Beweis für Kriegsführung ungefähr vor 10000 Jahren auftauchte, genau in dem Zeitfenster, in dem wir Privateigentum und Landwirtschaft erfunden haben". Oder an anderer Stelle: „Mit den ersten Siedlungen und der Erfindung des Privateigentums begann eine neue Ära der Menschheitsgeschichte". Bregman zitiert in diesem Zusammenhang Rousseau: „Der Erste, der ein Stück Land eingezäunt hatte und es sich einfallen ließ zu sagen: dies ist mein. Damit ging es schief". Der Heilige Franziskus hatte das längst zuvor erkannt, als er dem Bischof von Assisi, der ihm ein Stück Land schenken wollte, antwortete: „Wollten wir etwas besitzen, so müssten wir auch Waffen zu unserer Verteidigung haben. Daher kommen ja die Streitigkeiten, die Kämpfe und die Kriege, die die Liebe zu Gott und zum Mitmenschen hindern. Darum wollen wir in dieser Welt nichts unser Eigentum nennen."

Schaut man sich den permanenten Unfrieden auf der Welt an, wird man nicht umhin können, seine Ursachen weithin mit Besitzansprüchen, materiellen wie ideellen, in Zusammenhang zu bringen, die auch mit Gewalt aufrecht erhalten werden, ebenso mit den extrem auseinanderklaffenden Macht- und Eigentumsverhältnissen und Eigentumsunterschieden. Die enorm anwachsende Menschheit wird sich darüber klar werden müssen, ob sie weiterhin, wie in den letzten zehntausend Jahren, die endlichen Vorräte dieses Planeten weiterhin als Eigentum einzelner Individuen oder Staaten betrachten oder sie zum Menschheitseigentum und -erbe erklären und gerechter verteilen will. Das wird zur Überlebensfrage – auch für das Christentum selbst.

Die eigentumskritischen Ursprünge des Christentums sind unter Christenmenschen, in den Kirchen, nie so recht heimisch geworden, und ausgerechnet in den früh christianisierten Ländern hat sich auch früh der Kapitalismus bis zu seinen heutigen krassen Formen entwickelt. Das wirft Fragen auf, über die in den Kirchen diskutiert werden müsste und die zu neuen Formen des gemeinschaftlichen Habens führen sollten. Daraus könnten auch (wieder) gemeinschaftliche, verbindliche Lebensformen, erwachsen, in denen Vereinzelung und prekäre Lebensverhältnisse aufgehoben werden. Siehe Apostelgeschichte. ■

Kreuz und rote Fahne

Sozialismus und Christentum

VON GEORG SPINDLER

Georg Spindler ist Diakon im Ehrenamt in der Gemeinde Rosenheim

Was ist aus den Ideen von Marx, Engels, Lenin, Kardelj und vielen anderen Kämpfern des Sozialismus geworden? Wo sind die Träume von klassenloser Gesellschaft und sozialer Gerechtigkeit, von der Überwindung der Entfremdung und der Aufrichtung der Diktatur des Proletariats geblieben? Sind sie für immer ausgeträumt? Gehört vielleicht doch dem Kapitalismus die Zukunft?

War wirklich alles nur Romantik und Utopie, was sich Sozialisten und Kommunisten erträumten? Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit unter der roten Fahne und sich vereinigende Proletarier aller Länder? Ein Ende der Sklaverei und Ausbeutung, der Entfremdung und des Ausgeliefertseins an kapitalistische Herrschaftssysteme, die Überwindung des Hungers und der Wohnungsnot? Keine Ausbeutung mehr, sondern Mitsprache der Arbeiter? Was ist daraus geworden? Teilte auch der Sozialismus das Schicksal des Christentums und des Islam? Wurde auch hier der idealistische Grundgedanke so sehr zu einer Ideologie verfälscht, mit der man „Staat machen" konnte? Tatsache ist, dass der Sozialismus dort, wo er zur Macht gelangte, ganz ähnlich den Religionen schnell bis zur Unkenntlichkeit entstellt wurde.

Real existierender Sozialismus

Nehmen wir als Beispiel Russland: Jahrhundertelang von autokratischen Zaren regiert, erstritt es sich 1917 als erster Staat eine marxistische, sozialistische Gesellschaftsordnung, die sich allerdings sehr schnell zu einer staatskapitalistischen, sehr brutalen und mörderischen Diktatur wandelte. André Sikojev beschreibt in seinem Nachwort für das von ihm in deutscher Sprache herausgegebenen Buch *Salz der Erde* von Pavel Aleksandrovič Florenskij (1989, Kyrill-und-Method-Verlag) grausige Fakten. Er berichtet von unsäglichem Terror der Bolschewiken, der zuerst die Orthodoxe Kirche erfasste und zur größten Christen- und Religionsverfolgung der Geschichte führte. Lenin schrieb zum Beispiel für jeden gehenkten Popen ein Kopfgeld aus und beschloss, neben der Enteignung der Kirche auch die Gräber der Heiligen zu öffnen. Sikojev nennt erschreckende Zahlen: Von den 1917 noch 79.000 Kirchen waren 1939 nur noch 400 „geöffnet". Die Zahl der Bischöfe, Priester und Diakone war von etwa 50.000 auf etwa 500 zusammengeschrumpft. Zehntausende starben als Märtyrer, 1937 auch Pavel Florenskij selbst.

Viele weitere Länder folgten diesem Beispiel. Der gesamte „Ostblock" war bis zu seinem Zerfall 1989 ein

Block der Unfreiheit sowie der verletzten und vorenthaltenen Freiheitsrechte. Sicher, das Leben der ans System Angepassten war relativ stressfrei, dennoch waren diese Länder im Grunde nichts anderes als riesige Gefängnisse.

Jugoslawien bildete in gewisser Hinsicht eine Ausnahme. Dieser Vielvölkerstaat wollte durch seinen eigenen Weg den Beweis erbringen, dass Sozialismus und Freiheit durchaus vereinbare Werte sein können. Auch träumten jugoslawische Theoretiker und Praktiker des Kommunismus von einer Überwindung des Staates (Edward Kardelj). Das Modell der Selbstverwaltung der vergesellschafteten Arbeit *(Samoupravljanje udruženog rada)* war jedenfalls ein faszinierendes Modell, das den Vorteil hatte, sogar gut zu funktionieren. Willy Brandt schlug es seinerzeit sogar als Modell für ganz Deutschland vor. Jugoslawien schaffte es auch als einziger kommunistischer Staat, seinen Bürgern die freie und ungehinderte Ausreise und Rückkehr erlauben zu können. Und auch die Kirchen konnten sich relativ frei entfalten.

Die heutigen Erben

China, Vietnam, Laos, Nordkorea und Kuba verstehen sich heute als die einzigen Überlebenden der großen kommunistischen Bewegung. Aber ist China wirklich noch ein sozialistischer Staat? China betreibt eine harte kapitalistische Marktwirtschaft und schiebt dafür so gut wie alle Prinzipien der marxistisch-leninistischen Planwirtschaft über den Haufen. Die Schere zwischen Reich und Arm klafft immer mehr auseinander, Milliardäre und Multimillionäre lenken anstelle der „Proletarier" die Wirtschaft, die Börse (für Kommunisten eigentlich eine Todsünde) bestimmt die Wirtschaft ebenso wie in Vietnam und Laos.

Nordkorea ist ein Terrorstaat ohne Freiheitsrechte des Einzelnen mit extremen wirtschaftlichen Problemen, der sich im Übrigen gar nicht mehr auf marxistisch-leninistische Grundsätze beruft und in dem die Einparteienherrschaft den einzigen Rest des früheren Kommunismus darstellt. Kuba bleibt wohl als einziger sozialistischer Staat übrig, der diesen Namen noch irgendwie verdient. Und, wenn die Frage erlaubt ist: Wie viel an marxistischem Gehalt lebt in den sozialdemokratischen Parteien weiter, die sich zumindest in Europa in fast nichts mehr von den übrigen Parteien der Mitte unterscheiden? Ein bisschen mehr links von der Mitte angesiedelt – reicht das nicht?

Bulgakov: Christlicher Sozialismus?

Warum ist es eigentlich so weit gekommen? Sind die „Werte des Sozialismus" wirklich nicht zu verwirklichen? Ist der Egoismus der Monopolkapitalisten unbesiegbar? Es sind Fragen, die mich schon seit etwa fünfzig Jahren beschäftigen. Bei einem bei uns so gut wie unbekannten russischen Nationalökonomen und Theologen habe ich eine Antwort gefunden. Sergej Nikolaevič Bulgakov war einer der frühen russischen Marxisten Ende des 19. Jahrhunderts und dazu einer der engsten Mitarbeiter Lenins im Kampf um die Macht in Russland. Etwa zehn Jahre vor der Oktoberrevolution 1917 überwarf sich Bulgakov aber mit Lenin. Er musste einsehen, dass im Programm der Partei der Sozialisten Lenins kein Platz für christliche Überzeugungen war, und zog als „christlicher Sozialist" in die Duma, also als Abgeordneter in das Parlament des russischen Zarenreiches, ein. 1917, einige Wochen nach der Oktoberrevolution, empfing er in Moskau die orthodoxe Priesterweihe.

In seinem Buch *Sozialismus im Christentum?* geht Bulgakov sehr gründlich der Frage nach der Vereinbarkeit von Christentum und Sozialismus nach und kommt zu einer positiven Antwort. Wie auch Erich Fromm, der große marxistische Denker des 20. Jahrhunderts *(Haben oder Sein)*, bezieht sich auch dieser russische orthodoxe Priester auf das Beispiel der frühen Christen, die nach Aussage der Apostelgeschichte vom Geist der Geschwisterlichkeit, der Solidarität und des Teilens erfüllt waren. Der revolutionäre Geist des Frühchristentums zeigt sich auch in den Evangelien, vor allem in den Gleichnissen Jesu und in der Bergpredigt. Wir finden dort z. B. die Aussage, dass ein Mensch, wenn er ins Himmelreich eingehen will, aller Habgier entsagen und sich vollkommen vom „Haben-wollen" lossagen müsse.

Die Gemeinden des Frühchristentums waren Gemeinschaften meist einfacher Menschen, die von der Hoffnung erfüllt waren, die Zeit wäre reif für das endgültige Verschwinden aller bedrückenden menschlichen Herrschaftssysteme, für die der einzelne Mensch nur ein Rädchen im Getriebe ist. Diese Hoffnung war auch nach der Zeit der frühen Kirche keineswegs zu Ende geträumt. Gerade das Mönchtum versuchte ja eine völlig andere Einstellung zu Haben und Sein zu verwirklichen. Nicht zufällig wurden die Klöster darum zu Zentren einer „anderen Kultur".

Bulgakov vergleicht das Problem des Sozialismus mit der Versuchung Jesu in der Wüste. Jesus, so der Nationalökonom und Priester, hat diese Versuchung bestanden, indem er ablehnte, Menschen nur mit Brot, das bedeutet nur mit der irdischen, materiellen und vordergründigen Dimension, zufrieden stellen zu wollen. Jesus, der Menschensohn, so schreibt Bulgakov, sei nicht gekommen, um uns in diesem dunklen und sterblichen Dasein mit mehr Bequemlichkeit auszustatten, wie es der Plan klassischer Sozialisten war, sondern um uns von dieser Daseinsform zu erlösen, indem er sie in ihren Grundlagen überwand.

Der aus dem Humanismus entstandene Sozialismus wollte, so Bulgakov, seit seinen Anfängen den Menschen aus der Gefangenschaft der wirtschaftlichen Unfreiheit herausführen, übersah aber dabei leider, dass wirtschaftliche Unfreiheit nicht die einzige Unfreiheit des Menschen bedeutet und auch nicht die einzige Ursache seiner Misere ist. Er vergaß, dass Menschen nicht nur Materie sind und nicht nur die materiellen Bedürfnisse des Menschen gestillt werden müssen, so wichtig und notwendig dies auch ist.

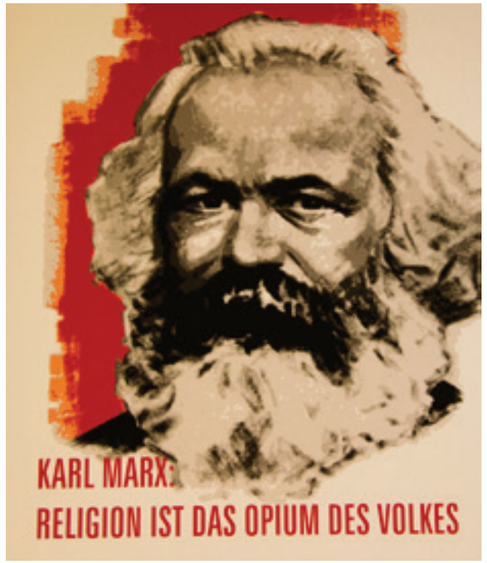
Der „Anthropotheismus", die Vergötzung des Menschen, wurde zur Religion des klassischen Sozialismus und dies zwangsläufig, da er keinen anderen Gott kennt als eben den Menschen. Letztendlich ist auch der Sozialismus ein Kind des Humanismus und der Aufklärung (gerade Theodor Adorno und Max Horkheimer wiesen darauf hin), ein Kind aber, das vergessen hat, woher es kommt und wohin es geht. Das „totale Vertrauen in die menschliche Natur" tritt an die Stelle des Vertrauens und des Ausblicks auf Gott. Dem Menschen, so wie ihn der Humanismus versteht, eignen Harmonie und Vollkommenheit. Alles hat der Mensch, dieses angeblich so perfekte Wesen, dieses „Maß aller Dinge", ja in sich. Alles wird der Mensch aus eigener Kraft vollbringen, so wird verkündet. Der Kommunismus wird sich den Weg bahnen, unaufhaltsam wie eine Mondfinsternis, und die Zukunft der Welt wird strahlend sein.

Schön wär's, möchte man sagen, oder auch nicht. Die Wirklichkeit ist jedenfalls anders. Wie es im „verwirklichten Sozialismus" zu all den schrecklichen Katastrophen kommen konnte, die dieser „gottähnliche Mensch" seither angerichtet hat und noch anrichtet, darauf hätte ich gerne eine Antwort.

Verbürgerlichung

„Was wollen die Sozialisten?", fragte Sergej Bulgakov bei seinem Besuch in Deutschland einen Gastwirt, der sich als Sozialisten bezeichnete. Die Antwort lautete: „Sie wollen mehr verdienen!" Bulgakov, der frühere Freund und Mitstreiter Lenins, spricht in der Folge von der „Idiotisierung des Sozialismus", die der bürgerlichen Klasse ihre Bürgerlichkeit neidet und darum noch bürgerlicher werden möchte als die Bourgeoisie. Nach Bulgakov hat diese fatale Entwicklung sehr schnell eingesetzt und war unter anderem der Grund für seinen Abschied von der Idee des Sozialismus.

Dabei ist das in einem Maße tragisch, dass es wirklich zum Heulen ist: Das Christentum der damaligen Zeit konnte für die frühen Sozialisten kein Partner sein, hielt sich doch die russische Kirche zeitweise sogar selbst Leibeigene und Sklaven, verbündete sich lieber mit Kaisern, Königen, Tyrannen und auch mit dem Kapitalismus (der gern bereit ist, die Kirche wie ein Schoßhündchen zu hätscheln, solange es nur nicht bellt) als mit dem Sozialismus, der trotz aller Verirrungen dennoch ein Kind des Judentums und Christentums ist. Der Kapitalismus in seiner Reinform aber ist nichts anderes als organisierter Egoismus und daher im tiefsten Grunde Götzendienst, da die Ich-Anreicherung durch das „Haben", also durch Materie, Geld und Besitz im Mittelpunkt steht und das Erstreben irdischen Besitzes und der Konsum von Waren als die höchste denkbare Form der Verwirklichung menschlichen Glücks angestrebt wird, wobei die Schädigung und Zerstörung der Schöpfung billigend in Kauf genommen wird (Trump, Bolsonaro usw.).



Sind Sozialismus und Kapitalismus dennoch Verwandte? Der Sozialismus glaubt ebenso wie der Kapitalismus, dass menschliche Gesellschaft allein auf ökonomischen Interessen basiert und dass es andere Kräfte einfach nicht gibt. Beiden fehlt die „Seele", der Bezug also auf eine Wirklichkeit jenseits der Materie. Der Kapitalismus bringt es sogar fertig, mit seinem Gift sowohl Sozialismus wie auch Religion zu kontaminieren. Dabei könnte der Sozialismus zu seiner „Seele" finden, würde er sich der Religion nähern und könnte er sich entschließen, von ihr lernen. Für die Kirche brächte dies den immensen Vorteil, dass sie einen echten Partner hätte im Kampf gegen Armut, Hunger und Not. Im Bereich des Islam gibt es hierfür ein leider gescheitertes Beispiel: Die panarabische Baath-Partei versuchte, mit ihrem „grünen Islam" Religion und Sozialismus zu vereinen. Letztlich zerbrach dieses Modell an den Rivalitäten arabischer Politiker.

Christliche Versuche in der Geschichte

Der ungezügelte Kapitalismus, vor allem der Raubtier- oder Turbokapitalismus unserer Tage, ist durch nichts zu rechtfertigen. Er kann der Religion niemals Partner sein, vertritt er doch völlig entgegengesetzte Werte. Anders ist es mit dem Sozialismus. Er hat einen Kern, der mit dem Evangelium durchaus vereinbar ist, nämlich die Sorge um die Zukurzgekommenen und die an den Rand Gedrängten.

Es gab in der frühen wie auch in der mittelalterlichen Kirche bis hinein in die Neuzeit immer wieder Versuche, zu einer Gesellschaftsordnung zu finden und beizutragen, in der es keine Über- oder Unterordnung mehr gibt. Ich denke an die „Utopia" des Thomas Morus, an den Kommunismus der Wiedertäufer und an das gemeinschaftliche Leben der Waldenser, Bogumilen und der Herrnhuter Brüdergemeine.

Befreiungstheologen unserer Tage wollen nichts anderes, als die Kirche von ihrem Kapitalismus, andererseits aber den Sozialismus von seiner Seelenlosigkeit zu befreien

(s. L. Boff). Der Sozialismus der frühesten Jahre besaß jedenfalls eine Wahrheit, die ganz nahe am Evangelium war. Deswegen waren es im späten zaristischen Russland gerade Priester, die sich dem „christlichen Sozialismus“ verschrieben, wie der Priester Gapon, der dafür erschossen wurde, wie Sergej Bulgakov, aber auch Laien wie Leo Tolstoj, Fjodor Dostojewski und viele andere. Der Sozialismus hat Recht in seiner Kritik des Kapitalismus. Wenn er Unrecht hat, dann eben nicht darin, dass er den Kapitalismus ablehnt, sondern dass er ihn nicht entschieden genug ablehnt, vielleicht weil er ein Kind desselben Vaters ist. Er verspricht dem Menschen das irdische Paradies, liefert ihn aber zugleich dem Tod aus. Ein Paradies mit Endstation Tod – paradoxer kann nichts sein. Für den Kapitalismus wie für den Sozialismus ist der Mensch im Grunde nichts als ein Geldsack – entweder ist er voll oder leer.

Woher kommt die Abneigung der klassischen Sozialisten gegenüber dem Christentum und jeglicher Religion? „Religion, das Opium des Volkes!“ Die frühen russischen Sozialisten erlebten eine Kirche, in der ein absolutistischer Zar das Sagen hatte. Menschenrechte wurden geringgeachtet, während die Kirchen auf das Jenseits vertrösteten. Je mehr Not ein Mensch leiden muss, desto höher sein Lohn im Himmel! Vor allem anderen aber störte Sozialisten wie Marx, Lenin und Engels die Komplizenschaft zwischen Staat und Kirche. Was konnte sich ein Leibeigener von der Kirche erwarten und erhoffen außer Vertröstung und die ernste Mahnung, es nie an Gehorsam gegenüber den Herrschenden fehlen zu lassen?

Bild: „Erstlingsbild“ (1747), Johann Valentin Haidt, von der Herrnhuter Brüdergemeinde, Bethlehem, Pennsylvania (USA). Aus Wikimedia Commons.

Die Chance gegenseitiger Bereicherung

Das Christentum bräuchte den Sozialismus nicht nur nicht zu fürchten, das Christentum braucht ihn! Das Christentum lehnt zwar die Beschränkung auf die Materie ab, wie sie dem „dialektischen Materialismus“ eigen ist, nicht aber das enorme soziale Engagement und Programm, das den Menschen sehr wohl zu einer neuen Freiheit führen kann.

Ohne die Ergänzung durch die Religion bleibt der Sozialismus aber eine Art von „palliativer Bewegung“ zur Linderung von Leid und Schmerz, ohne auf die letzten Ursachen zu schauen. Der Mensch ist nicht nur ein Mechanismus. Würde alles Leid der Menschheit tatsächlich durch Wohlstand und Sorgenfreiheit beseitigt werden können, so wäre dies für die Menschheit eher ein Verlust, eine Erniedrigung seines Wesens. Nicht für Wellness und Genuss ist der Mensch geboren, sondern um dem Himmel entgegenzuwachsen. Nicht das „bourgeoise Glück“, wie es der Sozialismus anpreist und in dem die Menschheit ersticken und degenerieren würde, verspricht das Christentum dem Menschen, sondern Gerechtigkeit, Liebe, Frieden und Erbarmen und eine letzte Erfüllung. Christen erwarten gerade nicht das „Reich des Menschen“, sondern das Reich Gottes. Nicht die allgemeine dumpfe Sattheit kann das Ziel sein, sondern das „Leben in Fülle“. „Der Mensch lebt nicht vom Brot allein!“

Zwischen Christentum und Sozialismus ist prinzipiell Zusammenarbeit möglich. Im Sozialismus als Soziallehre – natürlich nicht als undemokratische und freiheitsfeindliche Staatsdoktrin, wie er etwa in der DDR umgesetzt wurde – gibt es grundsätzlich nichts, was mit dem Christentum nicht vereinbar wäre. Ein „christlicher Sozialismus“ ist also möglich. Nach meiner Überzeugung gäbe es keine zwei Partner, die besser zueinander passen würden und sich besser ergänzen könnten. Wäre es so undenkbar, dass dadurch der Sozialismus zu seiner Seele finden könnte?

Vielleicht wäre dadurch der Sozialismus zu retten? In Italien gab es in den siebziger und achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine sehr starke kommunistische Partei. Viele Mitglieder der PCI *(Partito Comunista Italiano)* waren praktizierende Christen, darunter die Frau des Generalsekretärs Enrico Berlinguer. Zufällig hielt ich mich im Juni 1984 in Rom auf, als der oberste Kommunist Italiens, ganz plötzlich und noch ziemlich jung verstorben, in der ewigen Stadt beerdigt wurde. Ich stand in der Nähe des Kolosseums, erlebte den Trauerzug mit den trauernden Genossen und sah auch, wie rote Fahnen an den Mauern der Kirchen lehnten, in denen Parteigenossen für ihren verstorbenen Generalsekretär beteten.

Dieses Miteinander von Kirche und Kommunismus bewegte mich sehr. Wäre so etwas in Zukunft möglich? Wäre denn eine „Ehe“ zwischen Sozialismus und Christentum undenkbar? Die Zukunft wird es zeigen. Was Papst Franziskus zu diesen Themen sagt, gibt neue Hoffnung. ■

Ein Wirtschaftsmodell, das Menschen ausbeutet, wegwirft und tötet

Die neue Enzyklika *Fratelli tutti* Papst Franziskus’

VON GERHARD RUISCH

Es gibt einen Bereich, in dem die Kirchen seit dem 20. Jahrhundert deutlich erfolgreicher sind als die Gesellschaft allgemein: in der gesellschaftlichen Durchlässigkeit. Noch immer wird beklagt, dass die Kinder aus einfachen Verhältnissen in Deutschland schlechtere Bildungschancen haben als die Kinder aus wohlhabenden und aus Akademikerfamilien. In den Kirchen wird kaum danach gefragt, was für eine gesellschaftliche Position die Eltern der Theologiestudierenden haben, und so gibt es unter den Oberkirchenrätinnen und Domkapitularen und auch unter Bischöfinnen und Bischöfen viele, die aus Arbeiter- und Bauernfamilien stammen. Und seit langem bemühen sich die Kirchen in Knabenseminaren und ähnlichen Einrichtungen, von Haus aus weniger privilegierte Kinder überhaupt erst zur Studienreife zu bringen.

Im 19. Jahrhundert war das noch nicht so, da gab es noch eine relativ strikte Trennung zwischen höherem und niedrigem Klerus. Unter den Bischöfen gab es viele Adlige und Abkömmlinge des Bildungsbürgertums. Der Aufstieg aus einfachen Verhältnissen war nicht unmöglich, aber schwierig. Von daher ist verständlich, dass die damaligen Kirchenleitungen sich in den Kämpfen um bessere Rechte für Arbeiterinnen und Arbeiter (und arbeitende Kinder!) in den üblen Verhältnissen während und nach der industriellen Revolution häufig auf die Seite der Herren schlugen und vor allem Durchhalteparolen ausgaben.

Das erklärt die harsche Religionskritik von Karl Marx und seiner Gefolgsleute, die nicht zwischen Religion und konkreter Kirche unterschieden. Diese wiederum erklärt, warum Kommunismus, Sozialismus, Sozialdemokratie von den Kirchenleitungen als Teufelswerk gebrandmarkt wurden. Beides hatte zur Folge, dass die Kirche – nachdem sie in der ersten Sozialenzyklika Leos XIII., *Rerum Novarum* im Jahr 1891, und durch Leute wie den Mainzer römisch-katholischen Bischof Emmanuel von Ketteler oder den evangelischen Pastor Friedrich von Bodelschwingh ihre Verantwortung in der sozialen Frage für sich entdeckt hatte – und die Sozialbewegungen im Gefolge von Marx nicht dazu finden konnten, an einem Strang zu ziehen. Stattdessen hielt die Verteufelung noch jahrzehntelang an; auch Papst Leo warnte ausdrücklich vor dem Sozialismus, und noch gegenüber der südamerikanischen Befreiungstheologie nach 1968 wurde „Marxismus“ als einer der Hauptvorwürfe angeführt.

Fratelli tutti – wir alle sind Geschwister

Wie aber ist es heute? Papst Franziskus mag auf einem Auge eine Sehschwäche haben: Er betont immer wieder, dass er eine Kirchenreform möchte, er spricht von Synodalität und der Mitverantwortung aller, aber die vergangenen Jahre zeigen, dass ihm die Weitsicht fehlt, wie eine solche Kirchenreform gelingen könnte – er versucht, sie innerhalb des bestehenden Systems zu verwirklichen, was ein Ding der Unmöglichkeit sein dürfte.

Auf dem anderen Auge aber sieht er sehr scharf: Als Argentinier aus einem Land mit extremen sozialen Spannungen kommend, sieht er deutlich die Notwenigkeit, dass sich die Kirche für gerechtere Verhältnisse einsetzt. Er lebt selbst bescheiden, lässt sich in kleinen Autos chauffieren, trägt zum Leidwesen seiner Protokollchefs sichtlich nicht mehr neue Alltagsschuhe und geißelt Geistliche, die sich persönlich bereichern und auf großem Fuß leben.

Nun hat er nach seiner mit viel Zustimmung aufgenommenen Umweltenzyklika *Laudato si* am Vorabend des Franziskus-Festes, am 3. Oktober, eine Enzyklika vorgelegt, *Fratelli tutti*, die den Untertitel trägt: „Über die Geschwisterlichkeit und die soziale Freundschaft". Bemerkenswert ist, dass in sie Gespräche mit dem muslimischen Großimam Ahmad Al-Tayyeb eingeflossen sind. Nicht weniger bemerkenswert sind die Inspirationsgeber, die er ausdrücklich am Ende nennt: Außer Franz von Assisi und Charles de Foucauld sind es Martin Luther King, Desmond Tutu und Mahatma Gandhi.

Fratelli tutti ist keine reine Sozialenzyklika, sondern schlägt auf 107

Foto: Jason Ingolfsland, „Pope Francis Chalk Art", Flickr

Seiten einen großen Bogen, in dem sie viele wichtige gesellschaftliche Themen anspricht: Gleichberechtigung, *Fake News* und Populismus, Rassismus, Terrorismus, Waffenhandel, Hunger, die Covid-19-Pandemie, Migration, die Schuld der Kirche, Liberalismus, persönliche und politische Nächstenliebe, das Recht auf Selbstverteidigung, Todesstrafe und extralegale Hinrichtungen, Religionsfreiheit, Ökumene…

Aber in all diesen Punkten wird die soziale Frage auf persönlicher, nationaler und internationaler Ebene gestreift und vielfach auch ausdrücklich thematisiert. Es würde den Rahmen sprengen, das lange Lehrschreiben umfassend darstellen zu wollen; ich möchte mich deshalb auf die Aussagen beschränken, die der Papst direkt zur Gerechtigkeit unter uns Menschen macht.

Er steht dazu, dass die Kirche nicht immer auf der richtigen Seite gestanden hat. So schreibt er im Absatz 86:

> *Manchmal betrübt mich die Tatsache, dass die Kirche* […] *so lange gebraucht hat, bis sie mit Nachdruck die Sklaverei und verschiedene Formen der Gewalt verurteilte. Durch die Weiterentwicklung von Spiritualität und Theologie haben wir heute keine Entschuldigung mehr. Trotzdem gibt es immer noch jene, die meinen, ihr Glaube würde sie ermutigen oder es ihnen zumindest erlauben, verschiedene Formen von engstirnigen und gewalttätigen Nationalismen zu unterstützen, von fremdenfeindlichen Einstellungen, von Verachtung und sogar Misshandlungen von Menschen, die anders sind. Der Glaube muss zusammen mit der ihm innewohnenden Menschlichkeit ein kritisches Gespür gegenüber diesen Tendenzen lebendig halten und dazu beitragen, schnell zu reagieren, wenn sie sich einzunisten beginnen.*

Franziskus beklagt die Spaltung der Menschheit in eine privilegierte Gruppe, die ein Leben ohne Einschränkungen führen kann, und einen Teil, der „nicht nützlich" ist und geopfert werden kann, um den anderen den privilegierten Lebensstil zu ermöglichen (Absatz 18).

> *Diese Aussonderung zeigt sich auf vielfältige Weise, wie etwa in der Versessenheit, die Kosten der Arbeit zu reduzieren, ohne sich der schwerwiegenden Konsequenzen bewusst zu werden, die eine solche Maßnahme auslöst; denn die entstandene Arbeitslosigkeit führt direkt zu einer zunehmenden Verbreitung der Armut.* (20)

Die vor 70 Jahren feierlich proklamierte Gleichheit an Würde aller Menschen werde noch immer nicht unter allen Umständen anerkannt und geschützt:

> *Es gibt heute in der Welt weiterhin zahlreiche Formen der Ungerechtigkeit, genährt von verkürzten anthropologischen Sichtweisen sowie von einem Wirtschaftsmodell, das auf dem Profit gründet und nicht davor zurückscheut, den Menschen auszubeuten, wegzuwerfen und sogar zu töten. Während ein Teil der Menschheit im Überfluss lebt, sieht der andere Teil die eigene Würde aberkannt, verachtet, mit Füßen getreten und seine Grundrechte ignoriert oder verletzt.* (22)

Nach wie vor sind Frauen nicht gleichberechtigt, ja sogar „doppelt arm", wenn sie:

> *…Situationen der Ausschließung, der Misshandlung und der Gewalt erleiden, denn oft haben sie geringere Möglichkeiten, ihre Rechte zu verteidigen.* (23)

Auch Sklaverei ist noch nicht wirklich abgeschafft, denn es:

> *…werden noch heute Millionen Menschen – Kinder, Männer und Frauen jeden Alters – ihrer Freiheit beraubt und gezwungen, unter Bedingungen zu leben, die denen der Sklaverei vergleichbar sind.* (24)

Aber:

> *Jeder Mensch hat das Recht, in Würde zu leben und sich voll zu entwickeln, und kein Land kann dieses Grundrecht verweigern. Jeder Mensch besitzt diese Würde, auch wenn er wenig leistet, auch wenn er mit Einschränkungen geboren oder aufgewachsen ist; denn dies schmälert nicht seine immense Würde als Mensch, die nicht auf den Umständen, sondern auf dem Wert seines Seins beruht. Wenn dieses elementare Prinzip nicht gewahrt wird, gibt es keine Zukunft, weder für die Geschwisterlichkeit noch für das Überleben der Menschheit.* (107)

> *Wenn jemand nicht das Notwendige zu einem Leben in Würde hat, liegt das daran, dass ein anderer sich dessen bemächtigt hat. Der heilige Johannes Chrysostomus fasst dies mit den Worten zusammen: ‚Den Armen nicht einen Teil seiner Güter zu geben, bedeutet, von den Armen zu stehlen, es bedeutet, sie ihres Lebens zu berauben; und was wir besitzen, gehört nicht uns, sondern ihnen'.* (119)

Diese Würde zu verteidigen und die Interessen der Schwachen zu vertreten, erfordert:

> *…einen präsenten und aktiven Staat und zivilgesellschaftliche Institutionen,* [die] *auf das Gemeinwohl ausgerichtet sind.* (108)

Schließlich kommt eine Aussage, die alle Menschen, die sich auf Karl Marx berufen, hellhörig machen müsste; Franziskus zitiert dafür seine Vorgänger Johannes Paul II. und Paul VI.:

> *In diesem Zusammenhang erinnere ich daran, dass ‚die christliche Tradition* […] *das Recht auf Privatbesitz niemals als absolut oder unveräußerlich anerkannt und die soziale Funktion jeder Form von Privateigentum betont' hat. Das Prinzip der gemeinsamen Nutznießung der für alle geschaffenen Güter ist das ‚Grundprinzip der ganzen sozialethischen Ordnung', es ist ein natürliches, naturgegebenes und vorrangiges Recht. Alle anderen Rechte an den Gütern, die für die ganzheitliche Verwirklichung der Personen notwendig sind, einschließlich des Privateigentums und aller anderen, ‚dürfen seine Verwirklichung nicht erschweren, sondern müssen sie im Gegenteil erleichtern'…* (120)

Nicht „ich und die Anderen", sondern „wir"

Die große Hoffnung, die Franziskus zum Ausdruck bringt, ist die, dass wir doch aus der Geschichte, der „Lehrerin des Lebens" lernen können, z. B. aus den Erfahrungen mit der Corona-Krise, und es „am Ende nicht mehr ‚die Anderen', sondern nur ein ‚Wir' gibt" (35).

Ich lese aus dieser neuen Enzyklika auch die Erkenntnis heraus, dass wir die gewaltigen Aufgaben, vor die die Sicherung unserer Zukunft und die Gerechtigkeit unter den Menschen die Menschheit stellen, nur bewältigen werden, wenn „alle Menschen guten Willens" zusammenarbeiten. Zwar äußert sich auch Franziskus überaus skeptisch gegenüber dem Materialismus:

> *Es muss gesehen werden, dass Hauptursachen für die Krise der modernen Welt ein betäubtes menschliches Gewissen und eine Entfremdung von religiösen Werten sowie die Dominanz von Individualismus und materialistischen Philosophien sind, die den Menschen vergöttlichen und weltliche wie auch materielle Werte an die Stelle der höchsten und transzendenten Prinzipien setzen.* (275)

Aber die frühere Verteufelung des Dialektischen Materialismus findet sich nicht mehr.

Die Hardliner-Gegner in der eigenen Kirche werden Franziskus wohl wie schon früher vorwerfen, er sei Kommunist. Das ist er gewiss nicht, er sieht nur die Verantwortung, die das Evangelium den Jüngerinnen und Jüngern Jesu für die Mitmenschen auferlegt. In der Erkenntnis dieser Verantwortung trifft er sich mit allen Menschen, die, aus welchen Gründen auch immer, sich sozial engagieren und Gerechtigkeit einfordern.

Am Ende zitiert der Papst das zusammen mit dem Großimam im vergangenen Jahr in Abu Dhabi herausgegebene *Dokument über die Brüderlichkeit aller Menschen für ein friedliches Zusammenleben in der Welt.* Darin heißt es:

> *Im Namen Gottes, der alle Menschen mit gleichen Rechten, gleichen Pflichten und gleicher Würde geschaffen hat und der sie dazu berufen hat, als Brüder und Schwestern miteinander zusammenzuleben, die Erde zu bevölkern und auf ihr die Werte des Guten, der Liebe und des Friedens zu verbreiten. …*
>
> *Im Namen der Armen, Notleidenden, Bedürftigen und Ausgegrenzten, denen beizustehen nach Gottes Gebot alle verpflichtet sind, insbesondere alle vermögenden und wohlhabenden Menschen. …*
>
> *Im Namen der Brüderlichkeit aller Menschen, die alle umfasst, vereint und gleich macht an Würde.*
>
> *Im Namen dieser Brüderlichkeit, welche durch die politischen Bestrebungen von Integralismus und Spaltung sowie durch maßlos gewinnorientierte Systeme und abscheuliche ideologische Tendenzen, die die Handlungen und Schicksale der Menschen manipulieren, entzweit wird.*
>
> *Im Namen aller Menschen guten Willens an allen Orten der Welt.*
>
> *Im Namen Gottes und all diesem* […] [nehmen wir] *die Kultur des Dialogs als Weg, die allgemeine Zusammenarbeit als Verhaltensregel und das gegenseitige Verständnis als Methode und Maßstab* [an].

Eine Methode und ein Maßstab, die hoffentlich viele Menschen und Organisationen auch außerhalb der Römisch-Katholischen Kirche für sich übernehmen werden. ■

Hintergrundfoto:

VON JUTTA RESPONDEK

Informations- und Kommunikationsstelle der IBK im Wandel

Dank an Maja Weyermann, Willkommen Anja Goller und Michael van den Bergh

VON HARALD REIN

Dr. Harald Rein ist Bischof der Christkatholischen Kirche der Schweiz und Sekretär der Internationalen Alt-Katholischen Bischofskonferenz

Nach dem Berner Neutestamentler Professor Kurt Stalder (1912-1996) ist es für katholische Kirchen mehr als logisch, dass sie ihre Beziehungen über die Versammlung ihrer Bischöfe pflegen und koordinieren. Für die alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union ist dies seit 1889 die Internationale Alt-Katholische Bischofskonferenz IBK. Die IBK trifft sich jedes Jahr für eine Woche in einem anderen Mitgliedsland. Zwischendurch werden die Geschäfte durch das Büro der IBK, dem vier Bischöfe angehören, geführt. Das Büro trifft sich zweimal im Jahr für zwei Tage in Utrecht oder Bern. Vorsitzender bzw. Präsident ist aus historischen Gründen immer der jeweilige Erzbischof von Utrecht. Gewählt werden der Sekretär (bis jetzt immer der Schweizer Bischof), der Finanzverwalter und ein Beisitzer.

Da alle Bischöfe der Utrechter Union primär Diözesanbischöfe einer Ortskirche sind, welche die internationale Arbeit in der IBK unter sich aufteilen, wurde zu ihrer Entlastung und zum Ausbau der internen und externen Kommunikation im Jahr 2000 eine gemeinsam finanzierte, in Bern angesiedelte 20-Prozent-Stelle geschaffen. Später richtete Erzbischof Joris Vercammen mit Hilfe der niederländischen Kirche für sich noch eine persönliche Assistenz für zehn Prozent in Amersfoort ein.

20 Jahre Informations- und Kommunikationsstelle in Bern

In Bern nahm von 2000 bis 2020 Frau lic. theol. Maja Weyermann die Aufgabe als „Informations- und Kommunikationsbeauftragte der IBK“ wahr. Während von ihrem Kollegen in Utrecht primär die Korrespondenz und die Koordination der Tätigkeit des Erzbischofs mit der Weltökumene (z. B. Ökumenischer Rat der Kirchen in Genf, Konferenz Europäischer Kirchen in Brüssel, Globales Forum für Ökologie und wirtschaftliche Gerechtigkeit, Beziehungen zur anglikanischen Kirchengemeinschaft) und die Verwaltung des Archivs der IBK erledigt wurden, bestand ihr vielfältiges Aufgabenfeld unter anderem aus:

1. der Informierung der Mitgliedskirchen der Utrechter Union und der Bischöfe der IBK über die aktuellen Geschehnisse in den einzelnen Mitgliedskirchen und in der Ökumene,
2. der Informierung Dritter über die aktuellen Geschehnisse in der Utrechter Union,

Maja Weyermann im Kreis der Bischöfe 2010

3. dem Verfassen der Communiqués, dem Gestalten von Flyern und dem Verwalten der Homepage der IBK,
4. dem Verfassen der Einladung, der Organisation und dem Erstellen der Protokolle der IBK-Versammlungen und ihres Büros sowie der Koordination der ökumenischen bilateralen Kommissionen und der damit verbundenen internationalen Korrespondenz in Koordination mit dem Sekretär.

Dafür braucht es theologisches Wissen, mehrere Sprachen, Organisationstalent, Flexibilität, Durchsetzungsvermögen, Humor und gute Nerven. Bischöfe und ProfessorInnen sind keine pflegeleichte Klientel. Maja Weyermann hat diese Aufgabe mit großem Engagement und Liebe zur alt-katholischen Sache im Hintergrund wahrgenommen.

Warum nun ein Wechsel?

Dafür gibt es mehrere Gründe. Aus gesundheitlichen Gründen ist Maja Weyermann in Bezug auf Reisen eingeschränkt. Mit der Errichtung der Stelle in Utrecht gab es Überschneidungen. Der Standort Bern geriet nach der Abwertung des Euro gegenüber dem Franken unter Kostendruck. Vor allem aber mussten die Aufgaben der IBK bzw. der Utrechter Union neu strukturiert werden, da sich ihre Mitgliedskirchen und die Weltökumene stark verändert haben.

Die Fragen waren: Wie sind die Prioritäten nach innen und außen neu zu setzen im Hinblick auf unser besonderes Anliegen der Einheit der Kirche nach altkirchlichem Vorbild und hinsichtlich der neuen Themen Ehe und Familie, Migration, Ökologie und wirtschaftliche Gerechtigkeit, während sich die bilateralen Dialoge gerade totlaufen? Den umfangreichen Papieren folgen selten strukturelle Konsequenzen.

Hinzu kommt, dass die IBK, wenn man die Fotos von 2002 und 2010 vergleicht, kleiner geworden ist bei gleichzeitiger Zunahme der Arbeit. Wegen der Frage der Frauenordination hat die PNCC in den USA die Utrechter Union verlassen. In den Niederlanden (nur zwei von dreien) und in Polen (nur eine von dreien) haben nicht mehr alle Diözesen einen eigenen Bischof. Das hat mit Mitgliederschwund und Finanzen zu tun. Auch lässt die heutige Situation der Theologischen Fakultäten im Zeitalter der Säkularisierung (Einsparungen, Stellenabbau und Leistungsdruck) den Lehrstuhlinhabern immer weniger Zeit, sich gesamtkirchlich als ehrenamtliche Berater in der IBK und deren Kommissionen zu engagieren.

Neues Konzept erarbeitet

Welche Strukturen und welches Personal brauchen wir dafür? Was können und wollen wir dafür zahlen? Das neue Konzept wurde vom Büro der IBK unter Einbezug eines alt-katholischen Unternehmensberaters und von Maja Weyermann und ihrer reichen Erfahrung erarbeitet und von der IBK gutgeheißen. Es wurden zwei Stellen neu geschaffen und dabei zwischen einem Sekretariat und einer Stelle für Kommunikation und Information unterschieden. Die Stelle für Kommunikation und Information ist nun für 10 bis 20 Prozent in Bonn angesiedelt. Sie hat als Aufgabe die oben genannten Punkte 1) bis 3). Alles andere wird in einer 30-Prozent-Stelle im Sekretariat in Amersfoort erledigt.

Der Schweizer Bischof bleibt Sekretär der IBK mit veränderter Funktion. Er ist – was auch der De-facto-Entwicklung der letzten Jahrzehnte entspricht – der Vertreter und Repräsentant der IBK bei den ökumenischen Versammlungen, bei denen nicht ein Erzbischof, Patriarch, Papst usw. eingeladen ist, sondern der Generalsekretär bzw. Sekretär wie in den anderen 22 Denominationen bzw. Kirchengemeinschaften (z. B. Lutherischer Weltbund, Reformierten Weltbund, Anglikanischer Rat *(Anglican Consultative Council)*, Einheitssekretariat in Rom). Währenddessen sind in den bilateralen Kommissionen alle Bischöfe der IBK außer Erzbischof und Sekretär engagiert.

Um die gemeinsame Kasse bzw. die Finanzen (die Mitgliedskirchen bringen dafür jedes Jahr 50.000 Euro auf), kümmert sich zurzeit engagiert Bischof Matthias Ring in Deutschland. Die Stelle in Bonn wurde mit Anja Goller besetzt und die in Amersfoort mit Michael van den Bergh. Für eine Übergangszeit wurde und wird das Protokoll der IBK- Versammlungen von Pfr. r. R. Georg Rynders weitergeführt, der in den letzten Jahren bereits für Maja Weyermann einsprang.

Ich danke Maja Weyermann auch an dieser Stelle für ihre Arbeit. Sie hat in den letzten 20 Jahren eine Kontinuität im Wandel entscheidend mit geleistet und gestaltet für

Michael van den Bergh und Anja Goller

unsere zwar kleine Kirchenfamilie, die aber nach wie vor für die ökumenische Bewegung von großer Bedeutung ist.

Michael van den Bergh ist 32 Jahre alt. Er studierte Sozialarbeit und arbeitete fast fünf Jahre als Jugendseelsorger im Erzbistum Utrecht. Er arbeitet seit dem 1. September 2020 neben seinem Theologiestudium als persönlicher Assistent von Erzbischof Bernd Wallet. Seine beiden Teilzeitaufgaben beziehen sich also auf die Utrechter Union und das Erzbistum Utrecht. Michael van den Bergh lebt in Rotterdam und ist Mitglied der dortigen alt-katholischen Kirchengemeinde St. Peter und Paul.

Anja Goller ist 42 Jahre alt. Sie hat in Köln Pädagogik (Diplom) und in Bonn und in Bern Alt-Katholische Theologie (Magister of Arts) studiert. In dieser Zeit gehörte sie mehrere Jahre dem Vorstand des Bundes alt-katholischer Jugend an. 2008 wurde sie während ihres Vikariats in der Gemeinde Frankfurt zur Priesterin geweiht. Von 2011 bis Ende Juni 2020 war sie als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Alt-Katholischen Seminar der Universität Bonn tätig. Seit 2012 ist sie Dozentin für Katechetik am Bischöflichen Seminar. Gleichzeitig hat sie als Priesterin in der Bonner Gemeinde mitgearbeitet. Ihre Tätigkeit für die IBK in Bonn ist gekoppelt mit ihrer Anstellung als Generalvikarin im Ordinariat ab Herbst 2020. Anja Goller ist verheiratet und Mutter von drei Kindern. ■

Bottrop

Internationales Treffen zu Mission und Entwicklung

VON REINHARD POTTS

Die internationale Gruppe der mit Mission und Entwicklung Beauftragten aus der Utrechter Union (dem Zusammenschluss der Alt-Katholischen Kirchen in Europa) trifft sich alle zwei Jahre zum Austausch und zur Planung gemeinsamer Projekte. Pfarrer Reinhard Potts bzw. die deutsche Alt-Katholische Kirche waren vom 11.-13. September als Gastgeber für die IAKDM, die *Internationale Alt-Katholische Diakonie und Mission*, an der Reihe. Das Treffen fand in der Kreuzkampkapelle und im Garten der Pfarrerwohnung statt – unter Einhaltung von Abstands- und Hygieneregeln.

Wegen Corona war es nur eine kleine Gruppe: Neben Pfarrer Potts nahmen Loek Wagenaar aus den Niederlanden, Beatrice Reusser aus der Schweiz und Markus Stany aus Österreich teil. Die Vertreterinnen und Vertreter aus Kroatien, Tschechien, Polen und aus Großbritannien (Anglikanische Kirche) konnten aufgrund der Corona-Pandemie leider nicht teilnehmen. Als Gast konnte Bischof Antonio Ablon von der Unabhängigen Philippinischen Kirche (IFI) begrüßt werden, die in voller Kirchengemeinschaft mit den Kirchen der Utrechter Union steht. Er hält sich seit Mai 2019 in Deutschland auf und steht unter besonderem politischem Schutz, da er Morddrohungen in seiner Heimat erhalten hat und dort nicht mehr sicher ist.

Bischof Ablon berichtete zunächst in ergreifender Weise von den Menschenrechtsverletzungen in seiner Heimat und über Menschen, die sich engagieren im Kampf

Reinhard Potts ist Beauftragter des Bistums für Missions- und Entwicklungshilfeprojekte und Pfarrer in Bottrop und Münster

um Gerechtigkeit für die Armen, für Arbeiterinnen, Arbeiter und Kinder, die als Terroristen und Kommunisten gebrandmarkt und aus deren Kreis immer wieder Menschen ermordet werden. Die deutsche Alt-Katholische Kirche unterstützt die philippinische Schwesterkirche und ruft immer wieder zu Spenden auf, vor allem im Rahmen ihrer jährlichen Sternsinger- und Fastenaktion.

Als gemeinsames Projekt will die IAKDM in den nächsten beiden Jahren 2021 und 2022 ein Projekt der Anglikanischen Kirche in Mosambik (Marratane, Diözese Nampula) unterstützen. Zunächst soll ein Mädcheninternat (Mittelschule) für Mädchen aus Marratane und den umliegenden Dörfern gebaut und eingerichtet werden. Danach soll eine Hühnerfarm entstehen, die aus dem Erlös des Verkaufs von Eiern und Geflügelfleisch das Mädchenheimprojekt finanziell so unterstützt, dass es sich langfristig selbst trägt. Lokalen Familien wird so geholfen, ihre Kinder, insbesondere Mädchen, in Schulen schicken zu können. Darüber hinaus bietet das Projekt Beschäftigungsmöglichkeiten für die Menschen vor Ort.

Selbstverständlich lernte die Gruppe auch Bottrop näher kennen: Der Heimatforscher Josef Bucksteeg erläuterte anhand der Bottroper Lesewand in der Paßstraße die Entwicklung Bottrops und des kirchlichen Lebens in dieser Stadt. Anschließend ging es noch zum Tetraeder, dessen Gipfel einen Blick über das Ruhrgebiet ermöglichte.

Corona ließ eine Begegnung mit der alt-katholischen Pfarrgemeinde nicht zu, so dass sich lediglich der Kirchenvorstand mit der IAKDM-Gruppe am Abend im Garten der Pfarrerwohnung traf. Am Sonntag feierte die Gruppe mit der Gemeinde zum Abschluss die Eucharistie. ■

Die Gruppe mit Bischof Ablon (im Bild rechts) vor der Kreuzkampkapelle

Mit Heimatforscher Josef Bucksteeg an der Lesewand

Saarbrücken

Schwere Kunst aus antikem Eichenholz

Peter Klein präsentiert umfangreiche Ausstellung

VON DAGMAR TRENZ

FÜNF WOCHEN LANG STELLTE DER HOLZBILDhauer und alt-katholische Priester i. E. Peter Klein 17 Skulpturen und Plastiken in der Friedenskirche in Saarbrücken aus. *„...nach längst vergangnen Ernten“* lautete der Titel der Ausstellung, die Werke aus vier Jahrzehnten des künstlerischen Schaffens Kleins zeigte. Einige Skulpturen stammen aus den Anfängen seiner Bildhauerei. Anderes ist im Laufe der letzten Wochen und Monate erst entstanden oder von Klein umgestaltet worden. Somit ergibt sich eine *Ernte* aus vielen Jahren des Suchens, Findens und Gestaltens.

Ein Teil der Arbeiten ist im religiösen Kontext zu sehen, obwohl sie nicht explizit für sakrale Orte geschaffen wurden. Dabei ziehen sich zwei Themen wie ein roter Faden durch das jahrzehntelange Schaffen des Künstlers: die Menschwerdung Gottes in der Gestaltung von Weihnachtskrippen und das Thema Passion, in Form von Darstellungen des Gekreuzigten und von Kreuzwegen.

Zur Person

PETER KLEIN IST FREISCHAFFENDER BILDhauer, Diplom-Theologe und alt-katholischer Priester im Ehrenamt. Geboren wurde der 65-jährige Klein im saarländischen Mettlach. Heute lebt er in Stühlingen, einer Kleinstadt im Süden Baden-Württembergs. Er trat zunächst in die Ordensgemeinschaft der Pallottiner ein und wurde nach dem Studium der Philosophie und Theologie zum Priester geweiht. Später besuchte Klein die Berufsfachschule für Bildhauerei in Oberammergau. Sein Lehrer war der berühmte Oberammergauer Bildhauer Hans Schwaighofer. 2000 heiratete er und trat der Alt-Katholischen Kirche bei. Sein Schwerpunkt liegt in der Gestaltung sakraler Räume sowie von Exerzitien- und Meditationskursen. ■

Das Besondere der Werke ist das Material, mit dem der Künstler arbeitet, denn er nutzt vorwiegend antikes Eichenholz, das ehemals für andere Zwecke ausgesucht und in Gebäuden verbaut war, und gibt diesem Holz eine neue Geschichte und Schönheit.

Peter Kleins Skulpturen und Plastiken sind nur für den Innenraum vorgesehen, denn sie würden sich im Außenbereich verändern. Für die meist großen Objekte ist die Saarbrücker Friedenskirche, eine Quersaalkirche, ein idealer Kunstraum mit viel Platz, Licht und frei von störenden anderen Elementen. Die Skulpturen können im freien Raum „atmen“ und so gespürt werden, wie sie nun sind.

Weitere Informationen zu Peter Klein auf der Seite saarbruecken.alt-katholisch.de. ■

Ausgewählte Werke von Peter Klein (im Uhrzeigersinn von oben rechts)

- *Erste Liebe* (1966)
  Älteste Arbeit und zugleich die neueste, steht am Anfang des künstlerischen Schaffens. Marienfigur – einfach und naiv in Holz geschnitzt, jetzt 54 Jahre später vergoldet und in einen farbenfrohen Rahmen eingefügt.
- *St. Martin* (2018)
  Er wurde aufgrund seiner Barmherzigkeit verehrt und war der erste Nicht-Märtyrer. Die Figur zeigt ihn mit einem Rettungsring und soll damit symbolisieren, dass er allen hilft, auch den Menschen auf dem Mittelmeer.
- *Nach längst vergangenen Ernten* (2020)
  Apfelbaum und Rebstöcke – auch ohne Früchte haben sie ihre eigene Würde und Schönheit bewahrt.
- *Das Christkind und die Wachteln* (2018)
  Kirschbaumholz auf Eichendiele, Baumwachteln schauen auf das hilflose Kind in Windeln gewickelt. Obwohl es selbst hilflos ist, wird es nach der christlichen Botschaft die Welt doch retten.

aus unserer Kirche

In den wohlverdienten Ruhestand verabschiedet

Kurat Michael Pabel

Nach zwanzig Jahren im Dienst der alt-katholischen Gemeinde in Rosenheim scheidet Kurat Michael Pabel aus gesundheitlichen Gründen und auf eigenen Wunsch aus dem aktiven seelsorgerischen und liturgischen Dienst aus. In seinem Entpflichtungsschreiben bedankte sich Bischof Dr. Matthias Ring für die vielen, engagierten Jahre im Dienste unserer Kirche.

Michael Pabel wurde 1973 zum römisch-katholischen Priester geweiht und war nach seinem Wechsel in die Alt-Katholische Kirche im Jahre 2000 ehrenamtlich als Kurat in der Rosenheimer Gemeinde tätig und half u. a. mit, die Übergangszeit zweier Pfarrerwechsel zu überbrücken. Gemeinsam mit seiner Frau Monika war er besonders um die Seniorinnen und Senioren der Gemeinde bemüht, übernahm in Urlaubszeiten Gottesdienstvertretungen auch in den vier Außendienststationen, spendete Sakramente und verlieh manchem liturgischen Event mit seiner Violine einen besonders feierlichen Rahmen.

In einer kurzen Abschiedsrede im Vorfeld der letzten Gemeindeversammlung zog er ein Resümee seiner langjährigen, ehrenamtlichen Tätigkeit, die ihm stets eine Herzensangelegenheit war. Nun wird er es zusammen mit seiner Frau Monika ruhiger angehen lassen und seine Gesundheit pflegen. Vor einigen Jahren sind beide nach Inzell gezogen, wo sich in alpiner Atmosphäre der Ruhestand besonders gut genießen lässt. Pfarrer Dr. Golob wünschte ihm und seiner Frau im Namen der gesamten Gemeinde alles Gute für seine Gesundheit und den neuen Lebensabschnitt und dankte ihm für die vielen Jahre des kirchlichen Engagements. ■

Herbst

von Rainer Maria Rilke

Die Blätter fallen, fallen wie von weit,
als welkten in den Himmeln ferne Gärten;
sie fallen mit verneinender Gebärde.

Und in den Nächten fällt die schwere Erde
aus allen Sternen in die Einsamkeit.

Wir alle fallen. Diese Hand da fällt.
Und sieh dir andre an: es ist in allen.

Und doch ist Einer, welcher dieses Fallen
unendlich sanft in seinen Händen hält. ■

Bernhard Scholten ist Mitglied der Gemeinde Landau

Die Entstehung der Alt-Katholischen Kirche im Spiegel der Pfälzischen Presse

November 1870

von Bernhard Scholten

Das vatikanische Konzil wird Ende Oktober auf unbestimmte Zeit vertagt. Tagesaktuell werden die Beschlüsse des Konzils kaum diskutiert; die öffentliche Debatte wird geprägt vom deutsch-französischen Krieg, der zum einen nach der Schlacht bei Sedan, die zur Kapitulation von Napoleon III. führte, die republikanischen Kräfte in Frankreich stärkt, zum anderen wird die deutsche Einheit unter Führung des preußischen Königs heftig diskutiert. In Bayern regt sich Widerstand dagegen.

So berichtet der *Anzeiger* am 15. November von einer Versammlung „deutsch gesinnter Männer“ im Saale des Landauer Arbeitervereins, die eine Adresse an den bayerischen König richteten, die mögliche Einigung Deutschlands auf der Grundlage der Verträge für den Norddeutschen Bund nicht zu torpedieren. Bayern dürfe sich von Deutschland nicht isolieren. Es sprachen u. a. die Abgeordneten Jakob und Chr. Zinn sowie *Anzeiger*-Redakteur Weise und Anwalt Frenkel.

Zwei Tage später kann der *Anzeiger* berichten, dass, nachdem Preußen in der „Militärfrage“ nachgegeben hat, auch Bayern bereit ist, dem geplanten Deutschen Bund beizutreten. Hessen hat danach den Vertrag zum Beitritt zum Norddeutschen Bund bereits unterzeichnet. Am 25. November berichtet der *Anzeiger* über die Reichstagssitzung am 24.11. in Berlin, in der Staatsminister Delbrück das positive Verhandlungsergebnis des Norddeutschen Bundes mit Baden und Hessen vorstellte. Dieses kann Grundlage für die Verfassung eines Deutschen Bundes sein, auf deren Grundlage auch Bayern mitmachen könne, wünscht sich der *Anzeiger*.

Währenddessen berichtet der *Christliche Pilger* Woche für Woche über die Ereignisse in Italien. Selbstkritisch stellt er am 13. November 1870 fest, dass durch:

> *...die Ereignisse in Rom [...] die Aufmerksamkeit des Pilgers bisher ganz vom Kriegsschauplatze und vom dem, was die ‚Nationalliberalen‘ aus unserem Bayerland machen wollen, abgezogen* [wurde].

Dann werden in wenigen Sätzen Ergebnisse des Krieges dargestellt, doch schon im zweiten Absatz wird wieder über Rom, die Lage des Papstes und die Wirkungen der Freimaurer berichtet. Am Ende des Artikels erklärt der *CP*, dass er für ein selbstständiges Bayern eintritt. Dabei wird ein Bauer zitiert, der es ablehnt, die Petition an den bayerischen König mit der Forderung, Bayern solle dem Deutschen Bund beitreten, zu unterschreiben. Der Bauer begründet dies mit der Frage:

> *Das wäre doch zu lächerlich, wenn ich den König bitten soll, mir zu erlauben, mich selber aufhängen zu dürfen.*

Am Sonntag, dem 6. November 1870, druckt der *CP* einen Bericht von Pater Pachtler ab, der von den „Gewalthaten am heiligen Vater“ von Mitte September bis Ende Oktober berichtet. Um dem Papst ihre Unterstützung zu zeigen, nehmen in Tirol mehr als 5.000 Menschen an Bittprozessionen teil; auch in Belgien beten Katholiken für den Papst. Der *Christliche Pilger* macht seinen Leserinnen und Lesern mit dem Artikel „Schicksale gekrönter Feinde der Kirche“ Mut, denn von Kaiser Nero bis Napoleon III. ist das Schicksal der Könige, die sich gegen den Papst auflehnten, stets gleich: Sie alle wurden auf unterschiedlichste Weise für ihr frevelhaftes Tun von Gott bestraft. Kirche und Papst triumphieren am Ende immer über ihre Widersacher.

Eine Woche später, am Sonntag, dem 13. November 1870, berichtet der *CP* unter der Rubrik „Neues aus Kirche und Welt“, dass die Erzbischöfe von Mailand und Cincinnati dem Papst einen Brief geschrieben hätten:

> *...worin sie ihm ihre vollkommene Unterwerfung unter die Entscheidungen des vatikanischen Concils ankündigen.*

Weiter schreibt der *CP*:

> *Erfreulich war auch für den hl. Vater die diesjährige Versammlung der Deutschen Bischöfe in Fulda und ihre demüthige Unterwerfung unter die Entscheidung der höchsten Autorität der Kirche.*

In Italien wird diskutiert, ob der Papst „in geistlichen Angelegenheiten“ frei entscheiden und handeln könne. Die liberale römische Presse führt als Beweis die Bulle vom 20.10. an, mit der der Papst die Vertagung des Konzils verkündet habe. Die *Unità Cattolica* lehnt dieses Argument mit der Begründung ab, dass über die Frage, ob eine Handlung des Papstes geistlich oder weltlich sei, der Staat richte. Damit könne dieser die Veröffentlichung einer anderen Bulle mit der Begründung verbieten, sie behandle weltliche Themen. Der Staat stehe somit über dem Papst, der Papst sei nicht frei. Das widerspreche aber Gottes Gebot.

In der Ausgabe vom Sonntag, dem 20. November, findet sich unter der Rubrik „Neues aus Kirche und Welt“ die antisemitistische Nachricht, dass die Juden vom Rom dem königlichen General Cadorna „in hastiger Eile“ „süßschmunzelnd“ eine „Adresse“ zur Weitergabe an den König überreicht hätten. In dieser erklärten sie ihre Loyalität zum italienischen König. Das sind, so der *CP*:

> *...die gleichen Juden, die im letzten Jahr am Tage des Priesterjubiläums Pius IX. diesem ihre Loyalität zugesagt haben.*

Unter den „Diöcesan-Mittheilungen“ vom 27. November geht der *Christliche Pilger* erstmals auf die entstehende alt-katholische Bewegung ein. Er schreibt:

> *Die sich so nennenden ‚Alt-Katholiken‘ gehören im Grunde zur Sekte der ‚Neukatholischen‘.*

Schon immer, erklärt der *CP*, seien:

> *...die Concile gegen Irrlehren vorgegangen; schon immer habe es ‚Auch-Katholiken‘ gegeben, die ihre von den Concilen als Irrlehren erkannten Lehren als ‚alt-katholisch‘ verteidigt haben.* [...] *So machen sie es zu allen Zeiten, verwirren das Volk und stören den Frieden der Kirche. Braucht man sich nun zu verwundern, wenn die A U C H-Katholiken unserer Tage es grade so machen?*

Der Artikel endet mit der Feststellung:

> *Wie steht es nun mit Euch Auchkatholiken? (...) Wer die Kirche nicht hört – und die Kirche hat nun einmal gesprochen und den Glauben verkündet – den haltet für einen Heiden und öffentlichen Sünder.* ■

Krisenjahr 1870 (Fortsetzung)

Schreckenswinter nach heißem Sommer

VON VEIT SCHÄFER

Anfang September 1870 hätte der Krieg zwischen Frankreich und Preußen und seinen deutschen Verbündeten bereits nach sechs Wochen zu Ende sein können. In der Schlacht bei Sedan war die französische Armee entscheidend geschlagen worden und Kaiser Napoleon III. in deutsche Gefangenschaft geraten. Noch heute erinnern in zahlreichen deutschen Orten Sedanstraßen an jenen Sieg, der bis 1919 beinahe alljährlich festlich begangen wurde.

Zwei Tage nach der verlorenen Schlacht setzte das Abgeordnetenhaus in Paris den Kaiser ab und rief die 3. Französische Republik aus. Die neuen Machthaber dachten aber überhaupt nicht daran, die Chance zu einem Friedensschluss zu ergreifen, im Gegenteil: Die neue Regierung, die eigentlich nur für eine Übergangszeit gedacht war, entschied sich dafür, den verlorenen Fürstenkrieg, der jetzt als Volkskrieg galt, „bis zum Äußersten" fortzusetzen.

Die deutschen Truppen drangen daher weiter nach Frankreich vor und schlossen Mitte September die französische Hauptstadt ein. Auf dem Vormarsch und während der Belagerung kam es zu wiederholten Kämpfen sowohl der in Paris stationierten wie auch der aus der Provinz herbeigeführten französischen Truppen mit der deutschen Armee. Ende Dezember begannen die Deutschen mit dem Kanonenbeschuss der Stadt, in der die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln von Tag zu Tag dramatischer wurde. Nach ihren Haustieren verzehrten die Menschen Ratten. Täglich starben etwa 1000 Menschen, im Januar 1871 waren es bis zu 5000.

Demütigung der Verlierer...

Am 28. Januar 1871 wird auf Ersuchen der französischen Regierung ein Waffenstillstand unterzeichnet. Schon zehn Tage zuvor war auf französischem Boden der preußische König Wilhelm I. zum deutschen Kaiser ausgerufen worden, im Schloss von Versailles, das dem deutschen Generalstab seit Oktober bereits als Hauptquartier gedient hatte. Eine schwere Demütigung des besiegten Frankreichs. Diese wurde durch die im Friedensvertrag vom Mai 1871 festgelegte Abtretung von Elsass-Lothringen an Deutschland sowie die enormen Reparationsverpflichtungen Frankreichs von fünf Milliarden Francs weiter verschärft.

...Triumph in den deutschen Staaten

Im Sommer 1870 war allenthalben der Jubel über den raschen Sieg der deutschen Truppen groß gewesen, und die vaterländische Begeisterung hielt auch an, während im Herbst und Winter die deutschen Truppen ihren Vormarsch nach Paris fortsetzten und Paris belagerten. Die Regierungen und große Teile der Bevölkerung waren überzeugt, dass die deutschen Staaten eine gerechte Sache verfochten, der Gott zum Sieg verholfen hatte.

Die damals in Karlsruhe erscheinende *Badische Landeszeitung* setzte seit 9. August 1870 auf ihre Titelseite täglich Berichte vom Kriegsschauplatz, die sich meist über zwei, drei Seiten hinzogen und andere Nachrichten verdrängten. Dass Leid und Not auch die Menschen in Deutschland trafen, war eher nur aus Randnotizen zu entnehmen. Zu lesen war, dass politische und kirchliche Gemeinden, aber auch viele spontan gebildete Hilfsvereine und Einzelpersonen Sach- und Geldspenden für Soldaten und deren Familien sammelten; von Beisetzungen gefallener Soldaten wurde berichtet und, eher versteckt, enthielt die Zeitung regelmäßig „Verlustlisten" , in denen das Schicksal namentlich genannter Soldaten lapidar abgekürzt mitgeteilt wurde: „get." für getötet, einschließlich der genauen Todesursache, „schw.v." für schwer verwundet, „l.v." für leicht verwundet. Die „Verlustbilanz" am Ende des Krieges: 45.000 deutsche und 139.000 französische Soldaten tot, 90.000 deutsche und 143.000 französische Verwundete, 475.000 französische Kriegsgefangene.

Zwischen göttlichem Strafgericht und Kampf für die gerechte Sache

Die Christen dürften sich seinerzeit in ihren Erwartungen und Urteilen zum Krieg, in ihrer patriotischen Begeisterung, aber auch in ihren Ängsten und Sorgen nicht wesentlich von der übrigen Bevölkerung unterschieden haben.

Die Stellungnahmen der Kirchenoberen fallen entsprechend unterschiedlich aus. Der Freiburger Erzbistumsverweser Lothar von Kübel sieht in seinem Hirtenbrief vom 27. Juli 1870 ein göttliches Strafgericht über das Land hereingebrochen, die „Zornschale des Krieges über uns ausgegossen" und „die Quelle unsäglicher Leiden, Trübsalen und Leiden, Ängsten und Nöthen eröffnet". Die Diözesanen mögen erkennen, dass der Krieg die „durch unsere Sünden wohlverdiente Züchtigung von Gottes Vaterhand" ist. Dafür muss er den heftigen Vorwurf der Presse einstecken, „diese schwunglose und niederdrückende Art und Weise" erscheine nicht geeignet, „die Herzen zu erheben und zu stärken für den bevorstehenden Kampf, zu dem wir Frische und Zuversicht, nicht aber Gewinsel und Angst brauchen."

Dem „greinenden, mutlosen Ton" des Bischofs stellt man den flammenden Appell des Kölner Erzbischofs, Kardinal Paul Melchers, zum Kriegsbeginn gegenüber. „...Ziehet ins Feld mit Gott für König und Vaterland, ziehet aus mit Gott, rüstet euch durch den würdigen Empfang der heiligen Sakramente, bestrebet euch, in Gottes Gnade zu sein und zu bleiben, damit der Mut eines guten Gewissens in der Stunde der Gefahr euch begleite und stärke, damit ihr mit freudigem Muthe dem Tod ins Angesicht schauen könnt, ... ihr habt das sichere und frohe Bewusstsein, zu kämpfen für eine gerechte Sache ... erweist euch überall als christliche Soldaten, ... dann werdet ihr Gott den Allmächtigen als Helfer und Schützer haben. ... Wenn es sein heiliger Wille aber beschlossen hat, dass ihr fallet im Kriege, dann wird euer Tod ein ruhmvoller, ein christlicher sein, die Thüre zum ewigen Leben."

Vom Münchener Erzbischof Gregor von Scherr wird berichtet, dass er unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Rom zur Sitzung des (bayerischen) Reichsrats erschienen sei, dem er kraft Amtes angehörte, und „mit der ganzen Kammer" für den Krieg stimmte. Die Gläubigen forderte er auf zu „eifrigem und anhaltendem Gebet für König und Vaterland, unserer tapferen Truppen und ihre geängstigten Familien und endlich für die baldige Wiederherstellung des Friedens". Seine Verlautbarungen aus den beiden Kriegsjahren lassen erkennen, dass ihm die Einführung des Unfehlbarkeitsdogmas in seinem Bistum wohl mehr am Herzen lag.

Der Fürstbischof von Breslau, Dr. Förster, lobte seine Priester dafür, dass sie die „edle Begeisterung" der deutschen Jünglinge und Männer teilen und sich eine große Zahl von ihnen zur Soldatenseelsorge gemeldet haben.

Aus Mannheim, beispielsweise, wird berichtet, dass in einer katholischen Kirche Betstunden zur Abwendung der Kriegsgefahren und -schäden abgehalten werden, in einer protestantischen Kirche dort betet man für „die Segnung der deutschen Waffen durch Gottes Gnade". Der Stadtpfarrer habe dabei eine „mächtig ergreifende Rede voll religiösen Schwungs und vaterländischer Begeisterung" gehalten. Der Deutsche Protestantenverein erklärt Anfang August, „Vaterlandsliebe sei zur Religion" geworden. Diese Bewusstseins- oder Gefühlslage dürfte landauf, landab die gleiche gewesen sein, und sie war auch Jahrzehnte später ungebrochen.

Rache und Vergeltung beherrschen Europa

So zogen deutsche und französische Armeen im Juli 1914 siegesgewiss wieder in den Krieg. Der blinde Nationalismus, aber keineswegs nur Deutschlands und Frankreichs, sondern auch der anderen „christlichen" Staaten, wuchs sich zu dem ungleich entsetzlicheren, vier Jahre lang dauernden 1. Weltkrieg aus. Doch obwohl Europa danach politisch und wirtschaftlich am Boden lag, setzte sich in den Friedensverhandlungen – auch dafür bot das Schloss von Versailles den Schauplatz – bei den Siegern wiederum das Rache- und Vergeltungsdenken durch und stachelte dasselbe in dem besiegten Deutschland an. Diesmal dauerte es nur noch etwas mehr als zwanzig Jahre, ehe im Herbst 1939 der verheerendste Krieg ausbrach, den die Welt bis dahin erlebt hat. ■

Das Stille Örtchen im Fokus der Welt

Zum Welttoilettentag am 19. November

VON VEIT SCHÄFER

Gefragt nach dem sozialen Standard eines durchschnittlichen Haushalts würden in unseren Breiten die Antworten vermutlich vor allem Faktoren wie Einkommen, Wohnung, Auto, Versicherungen, Gesundheit, Bildung, Freizeit, Kultur nennen. Das eigene Klo würde kaum jemand eigens erwähnen, obwohl es doch zu den unentbehrlichsten sanitären Einrichtungen gehört.

Dass ihm auf Beschluss der Vollversammlung der Vereinten Nationen dennoch seit 2013 weltweit ein (Ge-)Denktag gewidmet ist, hängt damit zusammen, dass unser Toiletten-Standard keineswegs selbstverständlich ist. Schätzungsweise ein Drittel der Weltbevölkerung, etwa 2,5 Mrd. Menschen, leben ohne ausreichende Sanitärversorgung, vorwiegend in ärmeren, ländlichen Bereichen und in den Slums der schnell wachsenden Städte Asiens und Afrikas. 900 Millionen Menschen entleeren Darm und Blase im Freien. 2 Mrd. Menschen sind auf Wasserquellen angewiesen, die durch Fäkalien verunreinigt sind.

Das hat schwerwiegende gesundheitliche Folgen. Nicht hygienisch entsorgte Aus-scheidungen können zu Infektionskrankheiten wie Cholera und Durchfall führen; es wird geschätzt, dass mehr Kinder an Durchfall sterben als durch Aids, Malaria und Masern.

Vor ganz anderen Problemen stehen mittlerweile die Industrieländer mit ihren massenhaften hoch entwickelten Wasserspülungen und den nachgeordneten Kläranlagen. Abgesehen davon, dass sie wegen ihrer hohen Kosten für arme Länder nicht in Betracht kommen, wird der enorme Wasserverbrauch die sich abzeichnende Wasserknappheit verschärfen. Weitere Umwelt- und Gesundheitsprobleme ergeben sich dadurch, dass die Abwassersysteme keineswegs alle Chemikalien und Krankheitserreger herausfiltern können und so die Trinkwasserversorgung der Menschen, die unterhalb der Kläranlagen leben, gefährden. Rückstände von Medikamenten im Abwasser wurden bereits vor Jahren als „tickende Zeitbombe“ bezeichnet.

Menschenrecht und Menschenwürde

Nicht von ungefähr ging die Initiative zur Toilettenhygiene von Asien aus. 2001 gründete der Singapurer Unternehmer Jack Sim eine nationale Toilettenorganisation, 2004 die *World Toilet Organization* (WTO) als ein Netzwerk internationaler Experten für Toiletten- und Abwassersysteme. Sie hält hygienische Toiletten nicht nur für eine gesundheitliche Notwendigkeit, sondern für ein Menschenrecht und für einen Ausdruck der Menschenwürde. Der WTO gehören mittlerweile verschiedenste Organisationen, Regierungsstellen und Universitäten an. Seit 2001 veranstaltet die WTO alljährlich einen Weltkongress, den *World Toilet Summit*. Nur einmal, 2005, fand er in einem europäischen Land, in Nordirland, statt. Seit 2009 existiert in Berlin die gemeinnützige *German Toilet Organization* (germantoilet.org/de/). ■

für Sie gelesen

Buchempfehlung zum Monatsthema

Alle Verhältnisse umzuwerfen

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Michael Ramminger/Franz Segbers (Hrsg.). *„Alle Verhältnisse umzuwerfen… und die Mächtigen vom Thron zu stürzen.“ – Das gemeinsame Erbe von Christen und Marx.* VSA-Verlag Hamburg in Kooperation mit Edition ITP Kompass. ISBN 978-3-89965-790-6. Taschenbuch, 16,80 €.

„Ich bin ganz mit dem Theologen José Porfirio Miranda einverstanden, der sagt, dass es ein totaler Unsinn des Christentums gewesen sei, aus dem Marxismus seinen Hauptfeind gemacht zu haben, wo doch Marx das ‚christliche Projekt par excellence‘ entwickelt hat.“ Mit diesem Zitat von Ernesto Cardenal, Priester, Dichter, Revolutionär aus Nicaragua, eröffnet das Buch *Alle Verhältnisse umzuwerfen… und die Mächtigen vom Thron zu stürzen. Das gemeinsame Erbe von Christentum und Marx.*

Diese Sammlung von Aufsätzen wurde herausgegeben und mitverfasst von Michael Ramminger und Franz Segbers. Im Titel vereinen sie Marx‘ Kategorischen Imperativ mit Worten aus dem Magnificat der Maria des Lukas-Evangeliums. Der Theologe Segbers war 1986 als Protest gegen die Repression des Vatikans gegen die Theologie der Befreiung aus der Römisch-Katholische Kirche ausgeschieden. Er ist Alt-Katholik und Professor em. für Sozialethik. Michael Ramminger ist Dr. theol., Begründer der neuen politischen Theologie und Befreiungstheologe.

Das Buch stellt im Vorwort einen Zusammenhang her zwischen dem Kategorischen Imperativ von Marx („alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“ und den Worten des Magnifikats aus Lk 1,52: „Er [Gott] zerstreut, die im Herzen voll Hochmut sind; er stürzt die Mächtigen vom Thron und erhöht die Niedrigen“.

Der Sammelband erschien 2018 durch die Rosa-Luxemburg-Stiftung im VSA-Verlag Hamburg zum 200. Geburtstag von Karl Marx und will aufzeigen, dass es ein gemeinsames Erbe von Christ*innen und Marx gibt, aus dem sie schöpfen, leben und kämpfen.

Er versammelt intelligente Zusammenführungen von Autor*innen, ihres Zeichens Theolog*innen, Sozialethiker oder Philosophen. Da ist der Beitrag von Kuno Füssel („Hommage an Karl Marx“), Martin Stöhr (Wilhelm Weitling – Karl Marx – Darmstädter Wort), Günter Wirth („Marxismus, Glauben und Religion in der DDR“), politisch-biografische Anmerkungen der ehemaligen DDR-Pfarrerin Ilsegret Fink („Ausbeuter auf Thronen zu stützen, heißt, die Befreiungsgeschichte der Bibel zu bestreiten“), Ulrich Duchrow („Wachstumskritik bei Marx und das Gesetz des Todes bei Paulus und Luther“) oder Rainer Kessler („Marx und die biblische Vorstellung von Gerechtigkeit“). Franz Segbers erläutert die Entstehung der philippinischen Arbeiterbewegung und der *Iglesia Filipina Independiente*, Michael Löwy den Marxismus der Theologie der Befreiung.

Insgesamt versammeln sich 19 fundiert kritische Artikel, gegliedert in die drei Abschnitte „Blick zurück auf Marx“, „Mit Marx in die Gegenwart“ und „Mit Marx international“.

Das Buch ist zu empfehlen all jenen, die verstehen wollen, wieso „die Kirche“ sich gegen den Sozialismus gewandt hat (und automatisch die herrschenden Verhältnisse legitimiert hat), was immer doch Männer der Kirche bewogen hat, sich der sozialen Frage zu widmen, da doch die Bibel Quelle von kommunistischen Ideen ist, und wo hinzuschauen ist, wenn man beiden Seiten versöhnen will, da sie doch das gleiche wollen (sollten) im Sinne der Gerechtigkeit für alle Menschen. ■

Leserbriefe

Im letzten Moment vor Redaktionsschluss erreichte uns eine Zuschrift zum Monatsthema aus Köln. Wir geben die Gedanken unseres Lesers, die nicht schon in anderen Artikeln zur Sprache kamen, hier auf der Leserbriefseite wieder:

KIRCHE & KOMMUNISMUS. DIE ZUSAMMENSTELLUNG ist eigentlich nicht ganz richtig. Institution & Ideologie. Müsste es nicht heißen Kirche & Kommunistische Partei oder Christentum & Kommunismus?

Passt das zusammen? Mit Radio Eriwan gesagt: „Im Prinzip – ja“. Wobei nicht die Programme verschiedener politischer Organisationen, sondern die Ursprungsidee gemeint ist. In Matthäus 20,25 steht: „Ihr wisst, dass die Herrscher ihre Völker unterdrücken und die Großen ihre Vollmacht gegen sie gebrauchen.“ Diese Erkenntnis ist mit dem Kommunismus gleich. Der Kommunismus ist wie das Christentum für soziale Gerechtigkeit und für die allgemeine Freiheit.

Ein System, das nur auf Wertschöpfung in den eigenen Safe (Portemonnaie ist zu klein) aus ist, kann keine Gerechtigkeit bringen, da die körperlich und geistig Arbeitenden nicht entsprechend am Gewinn beteiligt werden. Alle Personen, die am Produktionsprozess beteiligt sind, sollen gleichberechtigt behandelt.

Auch das Christentum sollte eine klassenlose Gesellschaft sein. Wir sollen alle Brüder und Schwestern sein. Bei der Speisung mit den sieben Broten und den Fischen wurde auch das Gemeineigentum verteilt. Es gab kein Mein oder Dein. Soll nicht auch jeder mit jedem teilen?

Genau wie der Kommunismus von seinen Gegnern als Utopie abgetan wird, werden auch Gläubige von Atheisten als Utopisten abgetan.

Die Kritik an den Kirchen und am Glauben, die es in verschiedenen kommunistischen Strömungen gibt, richtet sich teilweise gegen die Macht, die die Kirche ausübt(e). Sie war nicht nur kirchlicher Machtfaktor, sondern auch oft weltlicher Landesherr. Die Erzbischöfe von Köln, Mainz und Trier z. B. waren auch Kurfürsten und damit bei der Kaiserwahl wahlberechtigt. Wenn es Streit gab zwischen Herrschenden und Untergebenen, dann standen die Volkskirchen meist auf Seiten der Herrschenden, da sie auch dazu gehören. Zu den Herrschern und Großen gehören Vertreter der Volkskirchen – auch heute noch.

Alle bisherigen Staaten waren weder kommunistisch noch realsozialistisch, sondern meist staatskapitalistisch.

Aber selbst die Mitgliedschaft in einer kommunistischen Organisation muss jeder Christ für sich entscheiden. Selbst wenn in deren Programmen eventuell der Atheismus oder die Trennung von Kirche und Staat beschlossen ist. Man muss nicht zu 100 Prozent mit den Beschlüssen einer Organisation übereinstimmen, um dort Mitglied zu sein. Sei es eine politische oder religiöse. Mir gefällt auch nicht alles in der Alt-Katholischen Kirche. In der Christlich Demokratischen Union Deutschland gibt es Juden und Muslime, die sicherlich nicht mit allen „christlichen“ Parteibeschlüssen übereinstimmen.

Günter Pröhl
Köln-Buchheim

Novembergedenken

Oder: Ruhe in Frieden

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Der november ist ausgebrochen, und mit ihm die Tage, an denen wir – spätestens jetzt – wieder der Toten gedenken: Allerheiligen, Allerseelen, Volkstrauertag, Totensonntag schleppen sich wie wir im Novembergrau dahin. Nicht zu vergessen, schon Ende Oktober eingeleitet mit – neudeutsch – Halloween, an dem die Amerikaner ihre Ahnen aus dem Gedächtnis kramen, sofern sie daraus nicht durch schlitzäugige Kürbisse mit Beleuchtung und Gummiskelette mit Krallenhänden entschwunden sind.

Etwas neuer ist, dass aus der Asche von Verstorbenen seit einigen Jahren auch Diamanten gepresst werden, denn diese sind ja nichts anderes als Kohlenstoffverbindungen, wie wir Menschen auch. Was liegt näher, als ins Ausland zu fahren, beispielsweise in die Schweiz, wo unter Hochdruck das Verpressen von lieben Toten in Mode gekommen und, vor allem, erlaubt ist. Sozusagen auferstanden von den Toten, ziert der Diamant dann die Vitrine oder den Fingerring, und – man höre und staune – man spricht wieder mehr miteinander. Alles, was zu Lebzeiten versäumt wurde dem/der Toten mitzuteilen, wird nun dem Diamanten erzählt. „Der Verstorbene ist der Diamant. Er repräsentiert den Toten“, hat der Rostocker Theologie-Professor Thomas Klie mit Erstaunen einer Studie seines Hauses entnommen (*Christen heute*, Kurznachricht in der Dezember-Ausgabe 2019).

Überprüfen wir unser Herz: Halten wir uns an das R.I.P., das wir unseren Toten doch so sehr wünschen? *Requiescat in pace*, er/sie ruhe in Frieden. Nun muss man sagen, dass gläubige Christen eher bedenken sollten, dass Asche zu Asche gehört, Staub zu Staub. Die entfleuchte Seele sitzt hoffentlich bei Gott in der ersten Reihe. Man könnte sich den Kostenfaktor Diamant also sparen. Stellen wir uns einmal vor, ein Schussel von Nachfahre verliert den kostbaren Toten! Nicht auszudenken, wenn er dann wirklich im Staub liegt oder ein Finder ihn zu schnödem Mammon versilbert.

Doch noch ein anderer Aspekt scheint dem R.I.P. Immer mehr zu widersprechen: Die Toten selbst haben ein erhöhtes Mitteilungsbedürfnis, wenn es nach Medien geht (und damit ist nicht das Fernsehen gemeint). Also Menschen, die mit Seelen in Kontakt treten. Sie legen den Überlebenden glaubhaft dar, dass ein Verstorbener eine wichtige Botschaft hat, etwa, indem sie Habseligkeiten, Erinnerungen oder Kleidung übermitteln, die nur die Angesprochenen kennen oder etwas damit verbinden. Also kann es sich für die Nachrichtenempfänger auch nicht um *Fake-News* handeln.

Was wollen die Toten uns sagen? Meist wollen sie Schuldgefühle nehmen oder ermahnen. Hellsichtige, hellhörige Leute brauchen dafür noch nicht mal ein Medium, sie hören und sehen die Verstorbenen auch so auf sie einreden. Manchmal mag das hilfreich sein und zu einer Lebenswende führen. Doch wenn die Dinge geklärt sind, sollen die Übrigen sich dem Leben widmen. Es kann nicht darum gehen, sein restliches Leben an den Toten auszurichten. Sie wollen, dass wir leben, ebenso wie Jesus gesagt hat: „Ich lebe, und ihr sollt auch leben“ (Joh 14,19). Darum ist es gut, einen Tag zu haben im November, an dem wir den Toten und sie uns besonders nahe sein können, weil wir an Gedenktagen aufmerksamer sind als sonst.

Wer nach einem schmerzlichen Todesfall länger braucht, um Abschied zu nehmen, kann sie im Herzen tragen. Nach und nach wird sich der Schmerz ablösen und den – hoffentlich – schönen Erinnerungen Platz machen. So wie einmal ein jemenitisches Ehepaar mir zum Tod meiner Eltern wünschte: „Möge deine Trauer sich bald in freudvolle Erinnerung verwandeln.“ Ein Bild, eine Kerze, ein Grabbesuch; das alles ist für uns Hinterbliebene eine Hilfe. Die Toten mögen derweil ruhen in Frieden. R.I.P.

Samenkorn Glaube

VON BARBARA SPINDLER

Kinder sind noch eng verbunden mit dem göttlichen Ursprung. In ihnen ruhen „Samenkörner“, die sie auf die Erde mitbekommen haben. Wir Erwachsenen dürfen Gärtner sein und die Samen pflegen, damit aus ihnen ein kräftiger Baum als tragendes Fundament des Glaubens wird.

Aus meiner langjährigen Erfahrung als Kindergartenpädagogin weiß ich, wie schnell Kinder sich auf religiöse Inhalte einlassen und wie leicht mit Jesusgeschichten vieles vermittelt werden kann. Darum ist es mir ein großes Anliegen, in Gottesdiensten Zeit und Raum zu schaffen, damit Kinder sich wohl fühlen und Elemente angeboten bekommen, die es ihnen ermöglichen, Glauben zu erleben. Mit wenigen Mitteln kann es so gelingen, den Inhalt des Evangeliums für Kinder aufzuschlüsseln und verständlich zu machen. Wichtig ist dabei neben dem Hören die Erlebbarkeit. Übrigens haben wir in unseren Gottesdiensten schon oft erlebt, dass auch die Erwachsenen sich von den Kinderelementen besonders angesprochen fühlten. Es ist also nicht unbedingt nötig, Kinder und Erwachsene im Gottesdienst voneinander zu trennen.

Da nun ein neues Gesangbuch gestaltet wird, kam mir die Idee, dass neben Wort-Gottes-Feier, Lichtvesper usw. auch ein Rahmenplan für eine Kinder- und Familienliturgie hilfreich wäre, ergänzt durch Lieder, die für Kinder ansprechend und verständlich sind.

Vor einigen Wochen hatte ich ein schönes Erlebnis. Auf einer Hochzeit traf ich ein ehemaliges Kindergartenkind. Es jetzt 31 Jahre alt und Papa von einem fünf Monate alten Jungen. Er erzählte mir, dass er vor Jahren aus der Kirche ausgetreten sei und jetzt seinen Sohn taufen lassen möchte. Er liest oft in der Bibel und versucht, verschiedene Konfessionen kennen zu lernen, um seinen Weg zu finden.

Da sind sie, die Früchte der Samenkörner. Von den Eltern und im Kindergarten und Religionsunterricht gepflegt, zwischendurch die Pflänzchen fast verdorrt, und jetzt wiederbelebt.

Also machen wir uns auf den Weg und schaffen Vorlagen und Hilfestellungen, die es auch nicht pädagogisch geschulten Menschen ermöglichen, für Kinder etwas anzubieten.

Barbara Spindler gehört zum Freundeskreis der Gemeinde Rosenheim

Vom Geschenk eines Lebensmüden an das Leben

Zum 250. Geburtsjahr Ludwig van Beethovens (1770-1827)

VON FRANCINE SCHWERTFEGER

Die Hoffnung, „sie muss mich nun gänzlich verlassen, wie die blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, (...) selbst der hohe Muth – der mich so oft in den Schönen Sommertägen beseelte – er ist verschwunden"...

NOVEMBER IST WIEDER DER Monat, in dem die Zeitungen voll sind von Anzeigen und Artikeln über Bestattung und Grabpflege. November lässt über die eigene Sterblichkeit nachdenken, vorzugsweise wenn im Alter die Grube näherrückt. Was aber muss geschehen, damit dies auch ein junger Mensch von 31 Jahren tut – und sein Testament verfasst?

Ludwig van Beethoven, dessen 250. Geburtsjahr sich langsam dem Ende neigt, hat schon mit 26 (ab 1796) seine fortschreitende Taubheit bemerkt. Der begnadete Komponist und Pianist mit dem einst absoluten Gehör zog sich damit immer mehr zurück. Er litt unglaublich an der Isolation, nicht mehr teilnehmen zu können am Gesellschaftsleben. Dies führte zu Schwermut und Selbstmordgedanken. Zeugnis davon und von der Auseinandersetzung mit seinem Leiden gibt das sogenannte Heiligenstädter Testament vom 6. Oktober 1802, in dem er, gleich einem Brief an seine Brüder Kasper Karl und Nikolaus Johann, seine Verzweiflung und den nahe geglaubten Tod in Worte fasst. Danach gab es noch andere Testamente. Das Heiligenstädter hat Beethoven zwar versiegelt, aber nicht abgeschickt. Das Original wurde erst nach seinem Tod im März 1827 gefunden und „Heiligenstädter Testament" genannt. Es ist eine Schenkung der schwedischen Sängerin Jenny Lind 1888 an die Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.

Beethoven befand sich wegen gastritischer Beschwerden und häufigen Koliken von Mai bis Oktober an der mineralhaltigen Quelle der Badeanstalt in Heiligenstadt bei Wien. Obwohl sein Arzt Johann Adam Schmidt auch die Heilung seines Gehörs für möglich hält, setzt sich der junge Mann Ludwig an den Tisch und denkt schreibend über sein Leben und Sterben nach. [Fehler im Original.]

So bittet er seine Mitwelt zunächst um Verständnis, dass er nicht „feindseelig störisch oder Misantropisch" sei. Er habe sich früh absondern müssen, einsam sein Leben zubringen, da er durch seine Taubheit „zurückgestoßen" sei. Er schämte sich kundzutun:

> *Sprecht lauter, schreyt,*
> *denn ich bin Taub.*

Er beschreibt sein Gehör:

> *...einen Sinn, den ich einst in der größten Vollkommenheit besaß, in einer Vollkommenheit, wie ihn wenige von meinem Fache gewiss haben noch gehabt haben* [...] *drum verzeiht, wenn ihr mich da zurückweichen sehen werdet, wo ich mich gern unter euch mischte, doppelt Wehe thut mir mein unglück.*

Und um es genauer zu vermitteln, greift er auf das Erlebnis einer Wanderung mit Ferdinand Ries zurück:

> *...aber welche Demüthigung*[,] *wenn jemand neben mir stund und von weitem eine Flöte hörte und ich nichts hörte, oder jemand den Hirten Singen hörte, und ich auch nichts hörte.*

Die Schwermut packte ihn daraufhin:

> *...es fehlte wenig, und ich endigte selbst mein Leben – nur sie*[,] *die Kunst, sie hielt mich zurück.*

Nachdem er in dem folgenden testamentarischen Abschnitt seine Brüder zu Erben erklärt, sollen sie nach seinem Tod, sofern Professor Schmidt noch lebe, diesen bitten, seine Krankheit zu erklären. Zum Nachlass gehören auch die Musikinstrumente, die er von Fürst Lichnowsky empfangen hatte. Er wechselt in seiner Anrede zwischen der Mitwelt und seinen Brüdern:

> *...theilt es redlich, und vertragt und helft euch einander, was ihr mir zuwider gethan, das wist ihr, war euch schon längst verziehen, dir*[,] *Bruder Carl*[,] *danke ich noch ins besondere für deine in dieser letztern spätern Zeit mir bewiesene Anhänglichkeit.*

Der Mitwelt widmet er die Abschiedsworte:

> *...mit freuden eil ich dem Tode entgegen – kömmt er früher als ich Gelegenheit gehabt habe, noch alle meine Kunst-Fähigkeiten zu entfalten, so wird er mir trotz meinem Harten Schicksaal doch noch zu früh kommen.*

Und seine Brüder ermahnt er:

> *...lebt wohl und Vergeßt mich nicht ganz im Tode, ich habe es um euch verdient, indem ich mein ganzes Leben oft an euch gedacht, euch glücklich zu machen, seyd es –*

Dass dann noch trübere Tage Ludwig van Beethovens Gemüt durchziehen, er keine Hoffnung mehr hat, beweist seine Nachschrift vom 10. Oktober, die hier eingangs zitiert ist:

> *...sie muss mich nun gänzlich verlassen, wie die blätter des Herbstes herabfallen, gewelkt sind, so ist – auch sie für mich dürr geworden, fast wie ich hieher kamm – gehe ich fort – selbst der Hohe Muth – der mich so oft in den Schönen Sommertägen beseelte – er ist verschwunden. Wann o Gottheit – kann ich im Tempel der Natur und der Menschen ihn wieder fühlen – Nie? – nein – o es wäre zu hart.*

Ein junger Mensch, der, ganz in der Zeit des Sturm und Drangs, dem Pantheismus huldigte, sich in Hoffnungslosigkeit dennoch an die Hoffnung klammert und der trotz seines physischen Leidens das Leben um seiner Kunst willen als zu kurz empfindet – hat er wohl die letzten 26 Jahre seines Lebens als Geschenk oder Strafe empfunden, bis er dann im 57. Lebensjahr starb? Wir können hoffen, als Geschenk, da nicht zuletzt die „Europahymne" (aus der „Ode an die Freude", letzter Satz der 9. Sinfonie) zu seinen schönsten und bekanntesten Geschenken aus seinem Nachlass an die Welt gehört. *(Quelle: Wikipedia)* ■

Terminvorschau

Bei den Terminen bitte beachten:
Auf Grund der Ausbreitung des Corona-Virus COVID-19 wurden mittlerweile zahlreiche Termine abgesagt. Wie sich die Lage ab Mitte September weiterentwickelt, war zum Zeitpunkt des Redaktionsschlusses noch nicht absehbar. Machen Sie sich daher bitte vorab bei den Veranstaltenden kundig, ob die angekündigte Veranstaltung stattfinden kann. *Die Redaktion*

Neu aufgeführte Termine sind mit einem ◂ gekennzeichnet. Termine von bistumsweitem Interesse, die in den Überblick aufgenommen werden sollen, können an folgende Adresse geschickt werden: termine@christen-heute.de. Diese und weitere Termine finden Sie unter www.alt-katholisch.de/meldungen/termine.html.

Impressum

Christen heute –
Zeitung der Alt-Katholiken
für Christen heute

Herausgeber
Katholisches Bistum der
Alt-Katholiken in Deutschland

Erscheinungsweise
monatlich

Redaktion
Gerhard Ruisch (verantw.)
Ludwigstraße 6, 79104 Freiburg
Telefon 07 61/3 64 94
E-Mail redaktion@christen-heute.de
Walter Jungbauer (Termine)
E-Mail termine@christen-heute.de
Internet www.christen-heute.de

Vertrieb und Abonnement
Christen heute
Osterdeich 1, 25845 Nordstrand
Telefon 0 48 42 /4 09
E-Mail versand@christen-heute.de

Abonnement
Inland 23,– € inkl. Versandkosten
Ausland 29,50 €

Verlag und ©
Alt-Katholische Kirchenzeitung, Bonn.
Nachdruck nur mit
Genehmigung der Redaktion.

Design, Schriftsatz und Bildbearbeitung
John L. Grantham
E-Mail john@xanity.de

Fotomaterial
Alle Fotos von **Flickr.com** und
Wikimedia Commons werden unter der
Creative Commons License (CCL) für nichtkommerzielle Zwecke eingesetzt.

Druck
Druckerei & Verlag Steinmeier
Deiningen
Web www.steinmeier.net
Die Druckerei arbeitet mit Öko-Farben und
Öko-Strom aus 100 % Wasserkraft.

ISSN
0930–5718

Nachrichtendienste
epd, KNA

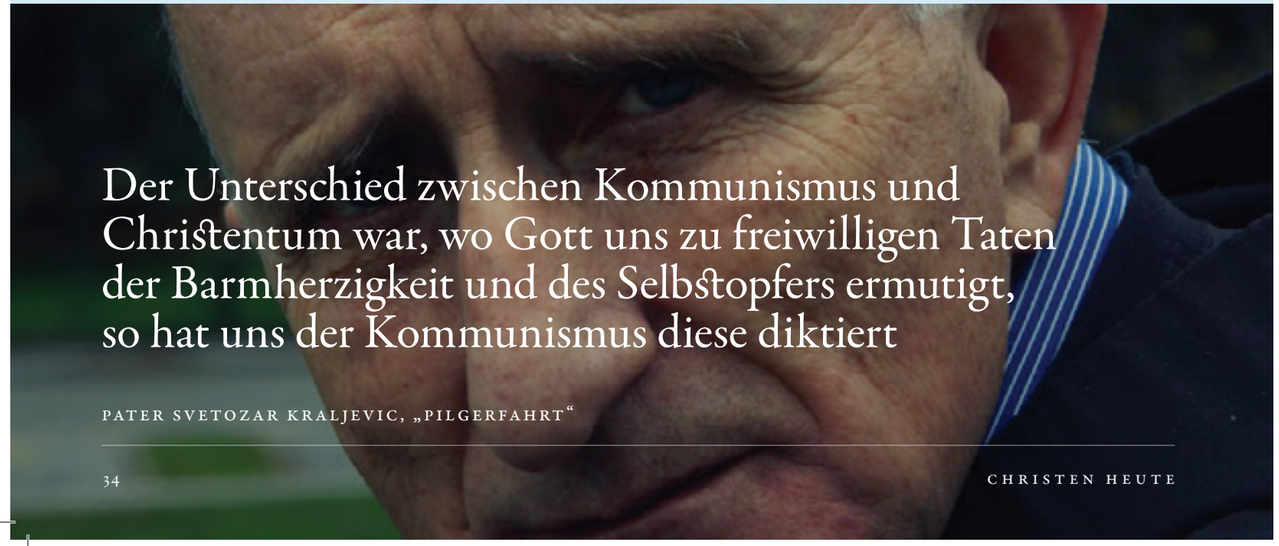
**Redaktionsschluss
der nächsten Ausgaben**
5. November, 5. Dezember, 5. Januar

Nächste Schwerpunkt-Themen
Dezember
Christus, die Sonne unseres Heils
Januar
Zukunft der Gemeinde

Bitte beachten Sie, dass Leserbriefe nicht länger als 2.500 Zeichen mit Leerzeichen sein sollten!
Die Redaktion behält sich Kürzungen vor.

Redaktioneller Hinweis
Christen heute ist ein Forum von Lesenden für Lesende. Die in *Christen heute* veröffentlichten Texte und Artikel sowie die Briefe von Leserinnen und Lesern geben deshalb nicht unbedingt die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder.

Bitte wenden Sie sich in allen Fragen zum Abonnement an den Vertrieb, nicht an die Redaktion!



Namen & Nachrichten

← *fortgesetzt von Seite 2*

Kirchen rufen zum Einsatz für Klimaschutz auf

DER RATSVORSITZENDE DER *EVANGELISCHEN KIRCHE IN DEUTSCHLAND*, **Heinrich Bedford-Strohm**, rief zum verstärkten Einsatz für den Klimaschutz auf. „Wir dürfen unsere wunderbare Natur nicht zerstören“, erklärte der Theologe. Deshalb trete er als Bischof dafür ein, „dass Politik, Wirtschaft und Gesellschaft endlich die notwendigen Maßnahmen ergreifen, dass der Klimawandel auf ein verantwortbares Maß begrenzt bleibt, so wie es im Pariser Abkommen vereinbart worden ist.“ Auch die römisch-katholische *Deutsche Bischofskonferenz* unterstützt den globalen Klimastreik der Bewegung *Fridays for Future*. Die Schöpfung mit ihren empfindlichen Ökosystemen sei die menschliche Lebensgrundlage „und sollte stets behütet und bewahrt werden“, wie Umweltbischof **Rolf Lohmann** erklärte. Mit ihren Protesten mahnten die jungen Menschen die Entscheidungsträger, aber auch jeden Einzelnen, diese Verpflichtungen ernst zu nehmen und umzusetzen, sagte der Theologe.

„Digitaler Kirchgang“ stark gefragt

BESUCHER VON ONLINE-GOTTESdiensten wünschen sich auch über die Corona-Pandemie hinaus weiterhin digitale Angebote. Auch nach Ende der Kontaktbeschränkungen wollen vor allem mittlere Altersgruppen weiterhin den „digitalen Kirchgang“ praktizieren, wie eine Studie im Auftrag mehrerer Landeskirchen mit knapp 5.000 Befragten ergab. Kirchenvertreter sehen darin auch eine Chance für die bevorstehenden Weihnachtsgottesdienste unter Corona-Bedingungen. Der Umfrage zufolge hatten 75 Prozent aller Befragten auch nach Ende der Krise weiterhin an digitalen Gottesdiensten teilgenommen. Dabei hatten rund zwei Drittel der Befragten vor Corona keine Erfahrung mit digitalen Gottesdiensten. Für die Zukunft wünschen sich die Befragten zu 83 Prozent regelmäßige Online-Gottesdienste auch dann, wenn Präsenz-Veranstaltungen wieder in vollem Umfang möglich sind.

Käßmann kritisiert Bischofskonferenz

DIE EHEMALIGE RATSVORSITZENDE der *Evangelischen Kirche in Deutschland*, **Margot Käßmann**, hat die römisch-katholische Deutsche Bischofskonferenz dafür kritisiert, auf ihrer Herbsttagung die Forderung von Frauen nach Zugang zu geweihten Ämtern „wieder abgeschmettert“ zu haben. „Es ist allerhöchste Zeit, dass die Kirchen, ja alle Religionen, sich bewegen“, so Käßmann. „Frauen sind es, die sie mit Ehrenämtern tragen, die den Glauben weitergeben, die treu die Gottesdienste besuchen.“ Die Abwehr der Römisch-Katholischen Kirche fuße nicht auf theologischen Gründen, betonte Käßmann. „Und das Argument, dass Frauen Leitungsfunktionen nicht zugetraut werden könnten, ist durch die Realität längst widerlegt.“

Ökumenischer Kirchentag trotz Corona

TROTZ DER CORONA-PANDEMIE wollen die Veranstalter am *Ökumenischen Kirchentag* (ÖKT) im kommenden Mai in Frankfurt festhalten und gehen von 30.000 Besuchern aus. Zugleich solle es mehr digitale Angebote geben. Die geplante Zahl von 2.000 Veranstaltungen wird demnach angepasst, aber immer noch im vierstelligen Bereich liegen. Dabei werde es sowohl bei Innen- wie auch bei Außenveranstaltungen Begrenzungen bei der Teilnehmerzahl geben. Im Schnitt könnten nur etwa 20 Prozent der normalen Kapazität genutzt werden. Wenn Frankfurt allerdings zum Risikogebiet erklärt werden sollte, müsste der ÖKT ausfallen.

Bischof für neuen Umgang mit Homosexualität

DER DRESDNER BISCHOF **HEINRICH Timmerevers** hat für eine Neupositionierung der Römisch-Katholischen Kirche beim Umgang mit Homosexualität plädiert. „Es ist mir ein Anliegen, dass wir in unseren Gemeinden wie in der ganzen Kirche für Homosexuelle Akzeptanz und Toleranz weiterentwickeln und stärken“, sagte der Bischof des Bistums Dresden-Meißen. Auch sprach er sich für eine Segnung homosexueller Paare aus, die seine bislang nicht erlaubt.

Neue Mitglieder im ACK-Vorstand

DER LANDESBISCHOF DER EVANGELISCHEN Kirche in Mitteldeutschland, **Friedrich Kramer**, ist neues Vorstandsmitglied der *Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen* (ACK). Die Mitgliederversammlung wählte den 55-jährigen Theologen aus Magdeburg in das fünfköpfige Gremium, wie die ACK mitteilte. Er folgt auf den ehemaligen Kasseler Bischof **Martin Hein**, der im September 2019 in den Ruhestand gegangen war. Der Augsburger römisch-katholische Bischof **Bertram Meier** wurde als Nachfolger des Limburger Bischofs **Georg Bätzing** in den Vorstand gewählt. Vorstandsvorsitzender ist weiterhin der griechisch-orthodoxe Erzpriester **Radu Constantin Miron**.

Bischof Bätzing hält Diakonat der Frauen für legitim

DER VORSITZENDE DER *DEUTSCHEN Bischofskonferenz*, Bischof **Georg Bätzing**, hält die Debatte über die Weihe von Frauen in der Katholischen Kirche nicht für abgeschlossen. „Das Diakonat der Frauen halte ich für sehr legitim,“ sagte er in einem Interview. Das *Reformprojekt Synodaler Weg* könne im Vatikan um eine Prüfung und Einführung bitten, wenn die Mehrheit dies wolle. Endgültige Entscheidungen könne aber nur ein Konzil treffen. Damit widerspricht der Limburger Bischof unter anderem dem Kölner Kardinal **Rainer Maria Woelki**, der gesagt hatte, die Diskussion über die Weihe von Frauen führe nicht zum Ziel: Diese Frage sei definitiv mit höchster Lehrautorität entschieden worden durch Papst Johannes Paul II.

Verkaufsoffene Sonntag im Advent: Kritik von Oberverwaltungsgericht

DAS OBERVERWALTUNGSGERICHT für das Land Nordrhein-Westfalen hat deutliche Zweifel an der Rechtmäßigkeit der von der Landesregierung erlaubten Sonntagsöffnungen in der Adventszeit angemeldet. Auch und gerade in der Corona-Krise habe der Schutz des arbeitsfreien Sonntags „weiterhin besonderes Gewicht“, erklärte der *4. Senat des Oberverwaltungsgerichts* in Münster. Die drei evangelischen Landeskirchen in NRW bedauerten die Regelung, äußerten aber auch Verständnis für das Anliegen der Landesregierung. ■

Unser unwürdig

VON THILO CORZILIUS

Thilo Corzilius ist Pfarrer in der Gemeinde Essen

Wir alt-katholik*innen müssen aufhören, uns ständig an der Römisch-Katholischen Kirche abzuarbeiten. Im Privaten, im Öffentlichen, beim Kirchenkaffee, in Kommentaren, in theologischen Diskursen, in dieser Zeitung – wir müssen damit aufhören!

Denn es ist destruktiv. Es führt zu nichts Wünschenswertem. Im Gegenteil, es stiftet bloß Unfrieden. Und vor der eigenen Haustür gäbe es eigentlich genug zu kehren.

Es steht uns obendrein auch wirklich schlecht zu Gesicht. Aus der Deckung zu schießen, sich polemisch oder gar schadenfroh zu äußern, mit dem Finger ständig auf andere zu zeigen – all das ist eigentlich ziemlich unchristlich, keineswegs anständig und außerdem unfair gegenüber jenen, die mit Anstand und drängenden Forderungen um ein geistliches Zuhause in der Römisch-Katholischen Kirche ringen (und vielleicht daran zu verzweifeln drohen).

Die Römisch-Katholische Kirche ist kein Gegner und auch kein Feind, den es zu bekämpfen oder gar zu besiegen gilt.

Ja, sie handelt als Kirche mitunter so, dass Kritik angebracht erscheint – zumal aus der Warte von Menschen, die im 21. Jahrhundert leben.

Es geht auch nicht darum, sich wegzuducken. Aber Leute, die von außen den Besserwisser spielen, die braucht niemand, die nerven allerhöchstens. Das würde uns ja genauso gehen. Oder würden wir Alt-Katholik*innen uns zu Änderungen hinreißen lassen, nur weil uns von außen jemand rechthaberisch attackiert? Nein, sich als Besserwisser zu geben, schadet vor allem den Umgangsformen, die wir als Menschen untereinander pflegen.

Ich bin selbst alles andere als perfekt. Es gibt auch bei mir die Momente, in denen ich mich zum Augenverdrehen oder zu einem Seitenhieb hinreißen lasse, wenn aus Rom mal wieder etwas völlig Weltfremdes zu uns herüberschwappt. Das gehört vermutlich zu den alt-katholischen Verdauungsstörungen, an denen viele von uns leiden. Aber ich versuche mich zu bessern. Ich gebe alles, um diese schädlichen Äußerungen seltener und seltener werden zu lassen. Und ich merke, wie es mich friedlicher macht und den Umgang miteinander verbessert, anständiger macht. Ich merke, wie es auch andere ansteckt und seltener zum Thema wird. Denn ständig gegen Rom zu schießen, bringt nichts – weder mir noch uns. Im Gegenteil, es ist eigentlich ein Verhalten, das unser unwürdig ist. Größe zeigt sich nicht darin, dass man am lautesten schimpft.

Drei Dinge vielleicht an dieser Stelle noch:

1. Machen wir uns bewusst, wo wir die Römisch-Katholische Kirche thematisieren, obwohl wir es eigentlich gar nicht müssten. Und dann lassen wir es doch einfach sein. (Das könnte übrigens schon gut bei dieser Zeitung hier beginnen.)
2. Gestehen wir uns ein, wie wir uns selbst wünschen würden, dass man unserer Kirche begegnet: mit Fairness und Aufgeschlossenheit, ohne die Finger in unsere offenen Wunden zu legen, mit ausgestreckten Händen und offenen Armen, mit Anstand (auch wenn man anderer Auffassung ist). Und so wie wir es uns von anderen wünschen – so sollten wir selbst auch handeln. Man muss bei sich selbst beginnen, nicht auf andere warten.
3. Nehmen wir die Dinge, die uns an der Römisch-Katholischen Kirche stören, doch leise und vertrauensvoll mit ins Gebet. ■